Der Bazar.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 4. Monatlich vier Nummern. Berlin, 20. Januar 1890. Preis: Vierteljährlich 2½ Mark. 36. Jahrgang.

Ich und Es.

Novelle von Eduard Engel.

Nachdruck verboten.

Der letzte Tag im März war angebrochen, Gott sei Dank! Der letzte Tag, an dem die greuliche Person ihren Dienst als Wirtschafterin bei mir versah. Lene Weilen hieß sie. Ein linder, weicher Name, gleitet wie Oel über die Zunge, ganz und gar aus flüssigen Lippen- und Zungenlauten zusammengesetzt. „Liquidä" nennen wir dergleichen in der Philologie, und diese unglückseligen Liquidä waren es vornehmlich gewesen, die mich vor einem halben Jahre dazu bestimmt hatten, die Person zu mieten, als meine jüngste Schwester ihrem Pastorliebsten nach Thüringen an den eigenen Herd folgte.

Ich hätte mich warnen lassen sollen! Sie hatte bis dahin nur als „Stütze der Hausfrau" gedient und wollte es nun, da sie „hoch in den Neununddreißig" stand, als Wirtschafterin bei einem älteren Herrn versuchen. Ich hätte mich nicht zum Versuch hergeben sollen. Sie war grundhäßlich, und wahrscheinlich hatte die ein Stockwerk unter mir wohnende Frau Konsistorialrätin mir deshalb zugeredet. Eine langweilige, ganz ordinäre Häßlichkeit, von der man kaum zu sagen wüßte, worin sie eigentlich besteht, über die man sich nicht einmal rechtschaffen ärgern kann. Sah ich sie zufällig beim Essen an, was ich aber nach Möglichkeit vermied, so schmeckte mir alles flau.

Also Lene Weilen hieß sie und war dennoch so unverschämt und kratzbürstig, als sei ihr Name aus lauter Zisch- und Kehllauten zusammengesetzt. Ich war machtlos gegen sie, und ich litt unsäglich, als Mensch wie als Philologe. Als Philologe vielleicht am meisten. An demselben zweiten Oktober, an dem sie in meine Küche eingezogen war, hatte ich an der Preisschrift der Akademie zu arbeiten begonnen. Eine wundervolle Aufgabe, als hätte ich sie mir selber nach meines wissenschaftlichen Herzens geheimsten Gelüsten gestellt: „Ueber den Zusammenhang zwischen Denken und Sprechen." Seit einem Menschenalter, jedenfalls seit meiner Professorschaft an der Berliner Universität, hatte ich neben allem Sanskrit, Prakrit und anderen orientalischen Studien immer auf dieses eine Ziel losgearbeitet. Welch einen Schatz von Lesefrüchten aus allen Litteraturen hatte ich in den Schubfächern meines Arbeitstisches aufgespeichert! Welche Beobachtungen an mir und meinen Kollegen, Freunden, Bekannten! Selbst die Frau Konsistorialrätin im dritten Stock hatte herhalten müssen. Es konnte mir gar nicht fehlen: in wenigen Monaten mußte das Preiswerk vollendet sein. Auf die paar tausend Mark des Preises kam es mir ja nicht an, dafür war gesorgt; aber im Wettkampf mit den Gleichstrebenden die erschöpfendste Antwort zu finden auf die so wichtige Frage: ob ohne Sprache ein Denken möglich sei — eine natürlich mit „unmöglich" zu beantwortende Frage — das sollte mich nicht reizen?

Es konnte mir wie gesagt nicht fehlen. Aber es fehlte mir, und sehr. Die Lene war daran schuld; nach wenigen Tagen war mir das klar geworden. Ihre Häßlichkeit hätte ich ihr verziehen, die mußte sie mit sich abmachen. Auch ihrer spitzigen Unverschämtheit konnte ich durch Schweigen die ärgsten Spitzen abstumpfen. Aber nun ihre unmenschliche Dummheit! Mit der ging es merkwürdig ähnlich wie mit ihrer Häßlichkeit: man wußte nicht recht, worin sie eigentlich bestand, oder vielmehr worin sie nicht bestand. Mir kam es vor, als gebe es zwischen Denken und Sprechen dieses Geschöpfes keinerlei Zusammenhang, und da sie doch nicht gerade idiotisch zu nennen war, so geriet ich in die peinlichsten Zweifel an meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung. Wie sollte ich da mit Eifer an meiner Preisarbeit schaffen?

Das Erstaunlichste aber an ihr war ihre Phantasie. Sie konnte mir keinen Brief bringen, ohne mir unverschämterweise ihre Vermutungen über den Absender mitzuteilen, Vermutungen so ungeheuerlicher Art, daß mir oft schwindelte.

Dazu kam, daß sie in meinen Papieren auf dem Schreibtisch kramte und nach Belieben über meine Bibliothek verfügte, so oft ich den Rücken kehrte. Ich hatte ihr das aufs strengste einmal, zweimal, zehnmal verboten. Beim elften Mal sagte ich ihr, sie solle am 31. März sich packen. Sie nahm die Kündigung ruhig hin, besserte sich aber nicht. Ich setzte dann mehreremale eine Anzeige in die Vossische Zeitung; es kamen auch täglich mehr Bewerberinnen um die Stelle, als mir lieb und meiner Preisarbeit förderlich war; aber aus übertriebener Vorsicht wartete ich, und wartete so lange, bis das Ende des März dicht vor der Thüre stand, und die Bewerberinnen spärlicher wurden und schließlich ausblieben.

So war denn der 31. März da, und noch hatte Lene Weilen keine Nachfolgerin. Sie triumphierte. Wahrscheinlich dachte sie, ich würde sie nun im letzten Augenblick zum Bleiben auffordern, denn an diesem ihren letzten Morgen in meinem Hause war sie von einer unheimlichen Freundlichkeit und schwatzte auch merklich weniger dummes Zeug, als seit Monaten. Sie wußte nicht, daß ich fest entschlossen war, sie keinen Tag länger zu behalten. Im schlimmsten Fall ging ich für ein paar Wochen ins Pastorhaus nach Thüringen; Osterferien hatte die Universität schon seit einer Woche, und die Bibliothek konnte ich entbehren: mein Material zu der Preisarbeit war vollständig beisammen. Erst nur die entsetzliche Person mir aus den Augen!

Besuch auf der Alm. Von Hugo Engl.

Ein bitterkalter Tag, jener 31. März. Ein trockener, eisiger Ostwind, Berlins grausamste Winterplage, peitschte die Potsdamer Straße entlang, an deren südwestlichstem Ende, gegenüber dem Botanischen Garten, ich wohnte. Außer den zur Schule trippelnden Kindern mit blauroten Nasen und Ohren kaum ein Mensch unten zu sehen um diese achte Stunde. Selbst die Pferdebahnwagen von und nach Schöneberg fast leer, ihre Verdecke ausgestorben. Beinahe jammerte mich sogar die Lene, wenn ich dachte, heute müsse sie in diesen grimmigen Frostwind hinaus. Sie hatte mein Arbeitszimmer so ganz besonders inbrünstig heute geheizt, so rücksichtsvoll verständig wie nie zuvor in diesem langen Winter, in dem ich sie nie dazu hatte bringen können, sich nach dem Thermometer draußen am Fenster zu richten. Irgend ein System befolgte sie bei ihrer Heizung, aber welches — das hatte ich in den sechs Monaten nicht herausbekommen.

Am Morgen des 31. März hatte die achte Beilage der Sonntagsnummer der Vossischen Zeitung noch einmal meine Anzeige gebracht. Bis zum Spätnachmittag wollte ich mich gedulden; sobald dann Lene das Haus verlassen hätte, wollte ich zum Anhalter Bahnhof fahren und abreisen. Gegen neun Uhr morgens meldete sich ein Mädchen — sehr jung und sehr hübsch. Nahm ich dergleichen in mein Haus, so war es mit meinem Verkehr in wohlanständigen Familien zu Ende; dafür hätte die Konsistorialrätin schon gesorgt. Ich sagte dem Mädchen also, sie sei mir zu jung und zu hübsch, worauf sie sich rot vor Vergnügen empfahl.

Ich war ungefähr bis zur sechsten Beilage der Tante Voß gediehen, als es wieder an der Korridorthür klingelte, ganz leise und schüchtern, und Lene erschien: „Eine Wirtschafterin!“ Sie sagte das in einem Ton, der verraten sollte, wie wenig sie sich vor dieser neuen Bewerberin fürchtete. Und sie hatte recht: was da auf der Schwelle zwischen Vorzimmer und Arbeitszimmer erschien, war ein richtiger Koboldstreich der Natur. Ein Mädchen oder eine Frau von ganz unerkennbarem Alter. Sie konnte ebensogut zwanzig wie vierzig Jahre alt sein. Sie war so lächerlich häßlich, daß man durch die Häßlichkeit kaum bis auf den eigentlichen Menschen hindurchsah. Klein, schief in den Schultern, und so mager! Man sah gar nicht, wie mager, denn ihre dünnen Fähnchen hingen ihr am Leibe wie einer Malerpuppe. Eine kleine, slawisch abgeplattete Nase saß ihr wie um Erbarmen flehend zwischen zwei furchtbar pockennarbigen Wangen. Die so malerische Berliner Wendung: „Mit'm Jesicht uff'n Rohrstuhl jesessen“ reichte nicht hin, um dieses Gesicht zu schildern. Aber bei aller verhungerter Dürftigkeit war sie sauber gekleidet; nur so entsetzlich dünn: mich fröstelte, als ich sie ansah. Ich wollte sie sogleich fortschicken, aber ich fand dieser Jammergestalt gegenüber nicht das richtige Wort. Auch sie stand eine kleine Weile auf der Schwelle und sagte nichts. Die Arme hielt sie unter einem dünnen schwarzen Umschlagetuch. Und dann mit einer ängstlichen Stimme in merkwürdig gutem Deutsch mit reiner Aussprache: „Herr Professor, ich habe Ihre Anzeige in der heutigen Morgenzeitung gelesen und — und bin nun hier.“

Ja, hier war sie nun, aber was sollte ich mit dieser Vogelscheuche? So häßlich verlangte selbst die Konsistorialrätin sie nicht. Ich sah sie mir noch einmal ordentlich an. Sie hielt meinen Blick bescheiden aus und erwiderte ihn mit einem so flehentlichen Augenaufschlag, daß es mich ganz weich überlief. Sie hatte braune Augen, groß wie die eines jungen Rehes; nur lagen sie ihr unheimlich tief in dem verhungerten, bleichen Pockennarbengesicht. Daß sie kleine weiße Zähne hatte, wußte ich, seit sie die ersten paar Worte gesprochen.

„Wie heißen Sie denn?“

„Cäcilie Wirzbinska, aus Inowrazlaw, Herr Professor.“

Cäcilie Wirzbinska! Auch das noch! Aber ich wollte mich diesmal nicht durch die vielen Zischlaute täuschen lassen, wie früher durch die Liquidä. Mußte ich sie fortschicken, so sollte es mit gutem Grunde geschehen. „Geben Sie mir Ihr Buch.“

„Ach, gnädiger Herr Professor, ich habe noch kein Buch; ich habe noch nie gedient. Ich habe zuletzt in einer Schürzenfabrik gearbeitet.“

„Und da wollen Sie nun auf einmal einen Posten als Wirtschafterin annehmen?“

„Ach ja, gnädigster Herr Professor. Ich habe bis vor einem Jahr bei meinem Bruder auf der Sägemühle die Wirtschaft geführt, für ihn und zwei Leute. Ich verstehe gewiß alles.“ Und wieder der große, Mitleid erflehende Blick.

„Warum sind Sie denn nach Berlin in eine Fabrik gegangen?“ Sie schwieg und senkte die Augen.

„Und warum haben Sie nicht wenigstens irgend ein Papier, wenn auch nur eins von Ihrem Bruder?“ Wieder keine Antwort.

„Ja, wenn Sie nicht reden wollen, dann können Sie ebensogut gleich gehen!“ und ich wies ärgerlich nach dem Vorzimmer.

„Ach, gnädigster Herr, gnädigster Herr, behalten Sie mich doch! Ich verstehe ganz gewiß alles, was so einzelne Herren brauchen; mein Bruder war zwei Jahre Witwer, und ich habe ihm sogar die Magd erspart. Seit Wochen und Wochen laufe ich umher nach einer Stelle und finde nichts. Und es ist so bitterlich kalt draußen, gnädigster Herr Professor. Und niemand will mich, weil — weil —“.

Natürlich will dich niemand mit dem Gesicht, dachte ich. Aber laut sagte ich zu ihr: „Wenn Sie mir aber nicht einmal meine einfachen Fragen beantworten, wie soll ich mich dann dazu entschließen, eine mir unbekannte, durch niemand empfohlene Person in mein Haus zu nehmen?“

Cäcilie Wirzbinska öffnete die bleichen Lippen, sprach aber kein Wort. Jedoch etwas andres nahm jetzt für sie das Wort: unter dem schwarzen Umschlagetuch hervor schrie es mit einemmal auf, daß ich vor Schreck in die Höhe sprang. Dann wieder und wieder — und dann hörte es überhaupt nicht mehr auf: ein ausdauernd festgehaltener, immer zur rechten Zeit erneuerter Schrei. — Dies war selbst meiner Lammesgeduld zu toll. Hatte diese magere Vogelscheuche sich ein schreiendes Kind mitgebracht, jedenfalls ihr eigen Kind, und damit wollte sie sich vermieten!

„Was haben Sie denn da?“ und ich ging wütend auf sie zu. Sie sank in die Knie und wimmerte: „Ach, das ist mein Männe, gnädigster Herr, mein armer süßer Männe.“

„Und Sie wagen es —“

„Wohin sollte ich mit ihm? Niemand will mich haben mit dem Knaben. Auf der Straße erfriert er mir, und — Nahrung habe ich nicht mehr für ihn. Behalten Sie mich um Gottes willen, gnädigster Herr, um Christi Barmherzigkeit, gnädigster Herr Professor! Er ist ein so artiges Kind, Sie sollen ihn nie zu sehen, nie zu hören bekommen. Er schreit sonst nie, wirklich nie!“

Das Balg schrie lauter, als seine Mutter sprach. Sie versuchte ihn zur Ruhe zu schmeicheln, zu wiegen, aber alles vergebens.

„Ach du lieber Gott, du lieber Gott, er hat heute noch nichts zu trinken bekommen, da ist er hungrig, der arme süße Männe. Bloß ein Stückchen Milchzucker hatte ich noch für ihn. Ich will ja keinen Pfennig Lohn haben, bloß einen Winkel, wo ich mit dem Kind bleiben kann, und nur so viel zu essen, daß ich ihn nähren kann.“

„Ist das Ihr Junge? Sind Sie denn verheiratet?“

„Sehen Sie, gnädigster Herr“ — sie war aufgestanden und sprach jetzt ruhiger, während die Thränen ihr über die Wangen strömten — „mein Bruder hatte für seine Sägemühle einen Buchhalter, einen so guten ordentlichen Menschen, und ich . . . und dann verlobten wir uns, mein Bruder war einverstanden, und es that ihm bloß leid, daß ich ihm nicht mehr sollte die Wirtschaft führen können. Aber dann sagte er, er wollte später zu uns ziehen, wenn wir ihn haben wollten, und natürlich wollten wir ihn haben, und alles war besprochen, und — dann bekam Karl, das war mein Bräutigam, die Pocken, und gleich darauf bekam ich sie auch, und als ich wieder gesund geworden, da war Karl schon begraben.“ Sie schluchzte laut. „Und dann — so ein halbes Jahr drauf, jagte mich mein Bruder aus dem Hause, und . . . ein paar Wochen später, hier in Berlin, kam mein armer kleiner Männe.“

Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wäre dieser gräßliche Männe in dem Augenblick still gewesen. Aber er schrie ärger als vorher. Ich hielt mich nicht länger: „Machen Sie, daß Sie fortkommen mit dem Schreihals, gleich, hören Sie!“

Mein Gesicht muß ungewöhnlich drohend ausgesehen haben, denn sie wich scheu zurück. „Nehmen Sie es mir nicht übel,“ sagte sie nur noch und wickelte das schreiende Kind fester in das dünne Tuch. Sie suchte in der Tasche, während sie sich zum Gehen wandte, steckte dem Jungen ein weißes Kügelchen in den vom Schreien verzerrten, häßlichen kleinen Schnabel und verließ mit einem letzten Jammerblick mein Zimmer. Mir war, als sollte ich sie doch zurückrufen, um ihr wenigstens eine Mark oder zwei zu geben; vor Aerger über das Geschrei hatte ich nicht eher daran gedacht. Aber da war es schon zu spät: ich hörte sie leise die Thür des Vorzimmers einklinken und wußte, sie war verschwunden, sie samt ihrem Männe. Mir war eine Last vom Herzen, und dennoch war ich mit mir unzufrieden.

Ich trat ans Fenster und blickte über die noch ganz kahlen, knospenlosen Rüsternkronen auf die Straße. Drüben auf dem Bürgersteig an der Mauer des Botanischen Gartens ging sie wieder der Stadt zu, die kleine, schiefe, häßliche Person mit ihrem quarrenden Balg. Sie lief mehr, als sie ging, als liefe sie vor einem Verfolger; doch sah ich niemanden hinter ihr. Und seltsam: ich sah auch ihr schwarzes Umschlagetuch nicht mehr. Aber da war sie schon nicht mehr mit dem Blick zu erreichen; sie war an der östlichen Biegung der Potsdamer Straße angelangt und verschwunden. Ich hätte sie doch nicht so ohne einen Pfennig Hilfe fortgehen lassen sollen! Und jetzt gab ich auch die Hoffnung auf, noch eine annehmbare Wirtschafterin zu bekommen. Am besten, du fährst heute schon mit dem Abendschnellzug; aber dann mußt du nach Gotha telegraphieren und dich anmelden. Ich trat an den Schreibtisch, um meine Depesche zu schreiben.

Halt, was war das? Dort im Vorzimmer! — Himmeldonnerwetter, ist denn heute die ganze Hölle mit quarrenden Schreihälsen gegen mich losgelassen? Hatte ich sie nicht eben auf und davon laufen sehen, dort unten auf der Straße? Oder war dies nur noch ein nervöses Nachklingen im Ohr von vorhin? Aber nein, dazu war es doch zu lebendig: dasselbe jämmerliche Kindergeschrei wie vor wenigen Minuten drang schneidend und schmetternd und quiekend durch die offene Thür aus dem Vorzimmer. „Da soll doch gleich ein —“ rief ich und stürzte dem Geschrei nach, prallte aber dicht bei der Thür mit der sanften Lene zusammen, die von der Küche her das Geschrei auch gehört haben mußte. Hei, wie wunderbar geläufig es jetzt mit dem Zusammenhang von Denken und Sprechen bei ihr ging! Und wie ihre faselige Phantasie arbeitete!

„Jetzt pack' ich sofort meine Sachen und geh' noch in dieser Stunde aus dem Hause.“

„Ich halte Sie ja nicht, Lene!“

„Nein, wo solch ein verlassenes Frauenzimmer Ihnen Ihr Kind auf so 'ne Weise aufhängen muß, da bleib' ich nicht eine Stunde länger. — Das ist aber 'n Geschmack! Na ich danke!“

„Sie sind wohl reinweg verrückt geworden, Lene? Was geht mich das Kind an!“

„So! Jetzt wollen Sie wohl auch noch Ihr eignes Kind verleugnen!“

„Lene, schaffen Sie mir das Balg aus dem Hause! Heute haben Sie noch Ihren Dienst hier zu thun, und jetzt gehen Sie sogleich zum Revierlieutenant und melden ihm, daß man ein Kind bei mir ausgesetzt hat.“

„Fällt mir im Traum nicht ein!“ sagte die freche Person. „Ich habe noch im Leben nichts mit der Polizei zu thun gehabt. Gehen Sie doch selber hin, Sie sind ja der Nächste dazu!“ —

Das Kind lag in dem schwarzen Umschlagetuch auf dem schmalen alten Ledersofa meines Vorzimmers, auf das ich meine Lexika zum Abstauben gelegt hatte. Es schrie, daß es kirschrot im Gesicht wurde, und ballte wie in einem heftigen Schmerz die Fäuste zusammen. Mit den Beinen strampelte es ungeberdig um sich, und ein Band meines Böthlingschen Sanskritlexikons schwebte in Gefahr, auf die Erde geschleudert zu werden. Wenn dies noch eine Weile so weiter ging, so hatte sich der Unhold selber über den Sofarand gestrampelt und stürzte zu Boden, den Kopf voran. Das konnte ich unmöglich länger ruhig mit ansehen. „Lene,“ sagte ich so sanft und bittend, wie unter diesen Umständen möglich, „dem Kinde muß etwas fehlen, sehen Sie doch einmal nach, Sie verstehen sich doch besser darauf, als ich.“

Aber damit hatte ich sie offenbar an ihrem empfindlichsten Punkt getroffen: „Was, ich soll mich besser auf Kinder verstehen, als Sie? Wieso? Ist das Ihr Kind oder meines? Ich bin ein anständiges Mädchen, Herr Professor, und Kinder sind nicht mein Fall!“

„Ja doch, ja doch, Lene; ich bitte Sie ja bloß nachzusehen, damit der Bengel nicht so schreit!“

„So, also ein Bengel. Also wissen Sie das doch wenigstens. Und dann werden Sie wohl auch das andere wissen,“ und sie wollte nach der Küche entwischen.

„Lene, ich glaube das Kind ist krank; wollen Sie ihm nicht ein bißchen helfen?“

Lene drehte sich verächtlich ab. Da hielt ich mich nicht länger. Ich war auf die Rabenmutter und auf den Männe und die ganze unerhörte Geschichte sicher mindestens so wütend wie die Lene, und ich hatte wohl mehr Grund dazu, als sie; aber am Ende war das Kind doch kein Stück Holz und kein junger Hund, und selbst wenn nur ein junger Hund — ein lebendiges Wesen konnte man nicht so elend umkommen lassen. „Jetzt scheren Sie sich augenblicklich in Ihre Küche und dann schleunigst zum Hause hinaus! Mit einem Satan wie Sie, der ein armes, unschuldiges Wurm lieber sich totschreien läßt, als einen Finger drum rührt, will ich nicht länger meine Wohnung teilen.“

„Ach du meine Güte, ich gehe ja schon. Sie können sich mit Ihrem Herrn Sohn ganz ungestört amüsieren.“ Und krachend schlug sie die Thür zur Küche ins Schloß.

Ich war allein mit dem schreienden Kinde. Und dieses Ungeheuer, diese Cäcilie Wirzbinska, diese Rabenmutter hatte sich bei mir vermieten wollen! Eine Verbrecherin! Kindesaussetzung! Darauf steht mindestens lebenslängliches Zuchthaus. Wenn ich ihr jetzt noch nacheilte! In einer Droschke müßte ich sie noch einholen, und ich öffnete den Kleiderschrank, um den Ueberzieher — aber das Kind schrie so herzzerreißend, daß ich es nicht fertig brachte, es mit der fürchterlichen Lene hier allein zu lassen. Eine Stunde früher oder später war ja gleichgiltig; die Polizei mußte mir das ausgesetzte Kind ja doch vom Halse schaffen. Für dergleichen gab es ja Waisenhäuser oder so etwas. Was für ein Interesse hatte ich daran, ob die Mutter von der Justiz gepackt wurde oder nicht! Und es war gar nicht sicher, daß sie dumm genug gewesen war, den geraden Weg die Potsdamerstraße hinaufzulaufen. Wollte sie sich schnell in Sicherheit bringen, so brauchte sie nur in irgend eine Seitenstraße einzubiegen, dann wieder in eine und so fort, und dann konnte man sie suchen! Jetzt nur das Kind beruhigt und dann zum Polizeiamt damit.

Im Vorzimmer war es kalt; vielleicht schrie das Kind nur deshalb so arg. Ich nahm es behutsam in meine Arme mitsamt dem Tuch. Beinahe hätte ich es gleich fallen lassen; es war mir doch unheimlich, solch einen kleinen lebendigen Menschen auf den Armen zu halten, zum erstenmal in meinem Leben. Ich wagte nicht, herzhaft zuzugreifen; auch zappelte es mit allen seinen kleinen Gliedmaßen. Dabei war es nun schon purpurn im Gesicht geworden vom Schreien, das ihm jetzt wie ein heiseres Röcheln und Wimmern aus dem schmerzverzerrten Mäulchen drang. Zwei obere Vorderzähnchen, wie blaßweiße Perlen, hatte der Bursche. Er mochte neun bis zehn Monate alt sein.

Ich trug ihn in mein warmes Arbeitszimmer und legte ihn auf die in der Fensterecke stehende Chaiselongue, auf das große Tigerfell, den einzigen Schmuck meines Zimmers, ein Geschenk eines Inders unter meinen Zuhörern. Der Junge schrie in einem fort. Was nur Konsistorialrats unter mir denken mochten! Ob ich mir nicht doch bei der Frau Rätin Rat holen sollte, was ich mit dem kleinen Racker anzustellen hätte? Dann aber sah ich mit meines Geistes Augen das Gesicht der frommen Dame, welches sie bei meinem närrischen Anliegen aufstecken würde. Jetzt stand sie wahrscheinlich schon in ihrem steifseidenen schwarzen Sonntagsstaat mit dem Goldschnitt-Gesangbuch unterm Arm, bereit zur Fahrt nach dem Dom, und wartete ungeduldig auf den säumigen Gemahl, der — trotz geistlichem Amt und konservativer Gesinnung — seine Vossische las und Sonntags immer besonders spät damit fertig wurde. Nein, nur nicht zu ihr um Rat!

Hätte ich nur den Bengel erst still! Sein sinnloses Schreien, auch jetzt in dem fast überwarmen Zimmer, brachte mich in helle Verzweiflung. Ich that ihm nichts, höchstens Liebes, und dennoch schrie er. Weshalb er nur schrie? Ohne Grund schreit doch kein lebendes Wesen. Es mußte ihm etwas weh thun. Aber was? In den „Fliegenden Blättern“ hatte ich mal eine urkomische Geschichte gelesen von einem schreienden Bengel, just so einem, wie dieser, bei dem sich herausstellte, als man ihn aufwickelte, daß ihn eine spitzige Lichtputzschere kniff. In diesem Falle brauchte es ja nicht gerade eine Lichtputzschere zu sein; eine Stecknadel that es auch. Jene nichtswürdige Person, jene Rabenmutter war gewiß leichtsinnig genug, auf eine lose Stecknadel mehr oder weniger nicht sonderlich zu achten.

Unter dem Schreien sah mich der Junge wütend an, ganz so wie ich ihn vorhin, und sträubte sich aus Leibeskräften gegen jede meiner Annäherungen. Woher er nur die Kraft zum Schreien und Sträuben nahm. Solch ein winziges Wichtlein! Aber das half ihm nichts: ich faßte ihn trotz Sträuben und Winden und begann ihn aus seinen elenden Wickeln und Röckchen herauszuschälen. Alles dürftig und vielfach geflickt, aber immerhin geflickt, nicht zerrissen und, den Umständen nach, sogar reinlich. Die Mutter hatte ausgesehen wie das hungrige Elend, ihr Junge hingegen war nichts weniger als mager. Ein draller Strolch, ordentlich mit kleinen Fettpolstern und wohlhäbigen Wulsten an Beinchen und Aermchen. Ein wunderliches Schauspiel für mich: zum erstenmal solch kleines Menschlein nackt zu sehen, so hilflos, so drollig und so rührend. Seine Muskelchen erzitterten alle vom Schreien; die kleine Brust hob und senkte sich unter den pfeifenden schnellen Atemstößen; das Fieber glühte auf seiner Stirn. Warum kannst du noch nicht sprechen, armer Schelm? Aber wie sollte er! Er konnte ja noch nicht denken, war ja nur wie ein kleines dummes Tier, etwa wie ein quiekendes Ferkelchen. Nicht denken, also auch nicht sprechen; nicht sprechen, also auch nicht denken!

Ob er wirklich kein bißchen denken konnte? Fühlen that er doch, und sehr stark, einen Schmerz oder was sonst! Und fühlte er ihn, dachte er ihn dann nicht auch? Und wenn er mich so zornig abwehrte, dachte er nicht, daß ich ihm fremd, nicht seine Mutter sei? Das war doch ein unverkennbares Zeichen der „Negation“, der regelrechten Kantischen Kategorie der Negation. Die hatte er mindestens schon in seinem Denkvermögen. Und vom Fichteschen Ich und Nicht-Ich mußte er auch schon etwas unter diesem blaßroten, von feinen blauen Aederchen überzogenen Schädelchen weghaben. Höchst seltsam!

Ich wischte ihm mit der Hand den Fieberschweiß von der heißen Stirn und den sickernden Speichel vom Munde, und schau: plötzlich hörte er auf zu wimmern: ich war mit meinem kleinen Finger auf seinen Lippen unversehens verweilt, und gierig begann das arme kleine Schluckerchen dran zu saugen. Die Freude dauerte aber nicht lange: nach wenigen saugenden Zügen wandte er das sich wieder verzerrende Gesichtchen ab und begann aufs neue sein klägliches Wimmern.

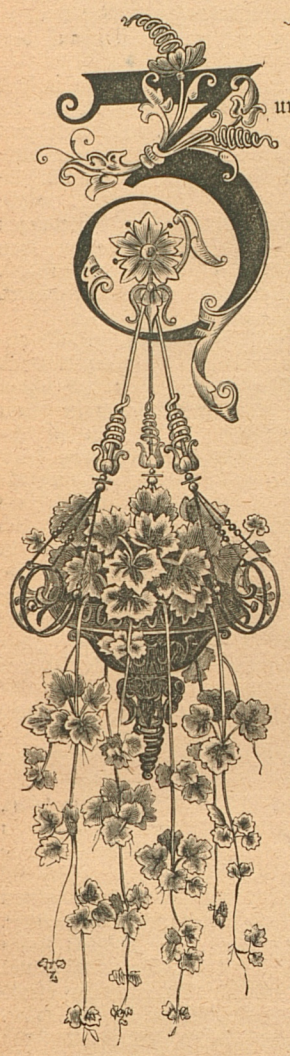
Hm! Das war mir doch sehr auffällig. Entweder war dieses nun die Kantische Kategorie vom „Dasein und Nichtsein", die sich aus seinem Bewußtsein losgerungen, oder die von der „Möglichkeit und Unmöglichkeit". Er wirtschaftete sich in diesem warmen Arbeitszimmer des Sprachphilosophen schon recht niedlich in die Urbegriffe des Denkens hinein!

Und noch etwas andres war mir dabei aufgedämmert: ich hatte endlich erraten, was dem armen Tropf fehlte: Hunger hatte er! Weiter nichts! Und Hunger thut weh, und Selbstbeherrschung im fremden Hause zu üben, das konnte ich wirklich nicht von ihm verlangen. Herr du meines Lebens, und ich war auf sein angeblich unvernünftiges Geschrei wütend gewesen. Was gab es denn Vernünftigeres für ihn, als zu schreien? Und was Dümmeres, als die so einfache Grammatik dieses Geschreis nicht sogleich zu verstehen? Mir keimte so ein Gefühl empor, als hätte ich dem kleinen Mitmenschen da ein herbes geistiges und leibliches Unrecht gethan, und das wollte ich sühnen.

(Schluß folgt.)

Die beliebtesten Ampelpflanzen.

Nachdruck verboten.



Zur Ausschmückung von Zimmer und Salon, von Veranda und Glashaus sind wohl wenige Pflanzen so geeignet, wie die in Ampeln und auf Konsolen wachsenden, sie sollten deshalb in keinem solchen Raume fehlen, besonders da eine Ampel wenig Platz beansprucht und ihre Anbringung nur geringe Mühe und Kosten verursacht. Die Form und Gestalt der aus dem verschiedensten Material gefertigten Ampeln ist eine mannigfaltige, ebenso die Art ihrer Befestigung; sie hängen entweder an Ketten und Schnüren vom Plafond herab oder sind an Wandvorsprüngen, Verzierungen, Pfosten ꝛc. befestigt, wie es eben für den Raum am schönsten und bequemsten ist; mag die Anlage nun sein, wie sie will, gewisse Punkte müssen bei jeder beobachtet werden.

Vor allen Dingen muß darauf gesehen werden, daß die einzufüllende Erde nahrhaft genug ist, um der Pflanze gutes Gedeihen zu sichern, dann muß die Pflanze immer in einen gut gebrannten, mit Wasserabzug versehenen Thontopf gepflanzt werden, der in die oft sehr elegant geformte und mannigfach verzierte Ampel erst eingesetzt wird. Ferner müssen die Ampelpflanzen reichlich begossen und bespritzt werden, da die Topferde an den meist luftigen Standorten leicht austrocknet. Es empfiehlt sich daher, die Ampel so anzubringen, daß sie zum Begießen herabgelassen werden kann. Die Stengel und Zweige der Ampelpflanzen sind manchmal zu beschneiden, anzubinden oder in eine andere Lage zu bringen, sie erfordern überhaupt eine ziemlich sorgfältige Pflege, sind dafür aber auch sehr dankbar, sie erfreuen unser Auge durch die Frische und Schönheit ihrer Blätter und Blüten und tragen viel dazu bei, das Zimmer zu einem behaglichen und beliebten Aufenthaltsort zu machen, besonders während der Winterszeit, wenn draußen der Schnee alles unter seinem weißen Mantel begraben hat.

Bevor wir uns den Pflanzen zuwenden, die zur Ausschmückung der Ampeln im Zimmer oder im Freien dienen, müssen wir in kurzen Worten der Ampelpflanzen des Warmhauses Erwähnung thun. Hier sind es vor allen anderen die zahlreichen ausländischen Orchideen, die wegen ihrer merkwürdigen und seltsamen Form und der prachtvollen Farbe ihrer duftenden Blüten gehalten werden. Sie werden am besten in durchbrochenen, mit Moos und Topferde gefüllten Ampeln gezogen; die epiphytischen, welche in den Tropen auf der Rinde der Bäume wachsen, werden einfach an ein aufgehängtes Stück Holz oder Rinde, wo ihre Luftwurzeln sich anklammern können, befestigt; sie bedürfen im feuchten Warmhause nur geringer Pflege.

Außer den Orchideen finden wir in den Warmhäusern häufig eine lilienartige Ampelpflanze, die Grünlilie und viele Aeschinanthus-Arten, besonders A. grandiflorus. Alle diese Blumen haben aber, wie gesagt, nur Bedeutung für das Warmhaus, im Zimmer können sie nicht gezogen werden.

Zum Besetzen der Ampeln im Zimmer und im Freien wählt man naturgemäß hauptsächlich solche Pflanzen, die nach abwärts wachsen, d. h. ihre Stengel, Blätter oder Blüten von oben herabhängen lassen. Besonders zu empfehlen sind der wuchernde Steinbrech mit rötlichen, weißgeaderten Blättern und herabhängenden, mit Sprößlingen besetzten Wurzelausläufern; die indische Erdbeere mit gelben Blüten und schönen roten Beeren, die aber ungenießbar sind, dann einige Storchschnabel-Arten mit fleischigen dunkelgrünen Blättern und roten Blüten, ferner die Lichtblume, leicht durch Stecklinge zu vermehren, die kanarische Winde mit blaßroten Blumen und der buntblättrige Epheu. Eine schöne Winde entwickelt sich als Ampelpflanze sehr gut, ebenso das Zimbelkraut. Sehr beliebt für die Ampel ist die unter dem Namen Frauenhaar bekannte Grasart, sie gedeiht auf etwas schattigem Standort sehr gut und ist durch Zerteilung leicht zu vermehren.

Für im Freien hängende Ampeln verwendet man das Goldnetzblatt, die Kapuzinerkresse, die Eispflanzen, die Lobelien, Hainschönchen, Petunien und andere.

Sehr dankbare Ampelpflanzen, die auch an schattigen Orten ganz vorzüglich gedeihen, sind die Sinngrünarten, das große und kleine Immergrün mit ihren vielfachen Spielarten, von denen die buntblättrigen wegen ihrer Schönheit hervorzuheben sind. Sie lieben nahrhafte mit Sand gemischte Erde und eine mäßige Feuchtigkeit; Vermehrung durch Zerteilung sehr leicht.

Zur Ausschmückung von Nischen und Konsolen sind außer dem Epheu verschiedene Kaktusarten, besonders die buntblätterigen zu empfehlen, ebenso einige Farne. Als Konsolpflanzen werden vielfach verwandt die Palmlilie, das Schiefblatt, vorzüglich das scharlachrot blühende, und die Raulilie, die sehr hart und kräftig ist, jede Temperatur verträgt und eine mit Sand und Steinen gemischte Heideerde bevorzugt.

Zur Bekleidung von Nischen und Felspartien finden wir häufig die amerikanische Aloe und die verschiedenen Fetthennen- (Sedum) Arten, von denen besonders Sedum Sieboldii wegen seiner graugrünen, wirbelständigen Blätter und schönen rosenroten Blüten beliebt ist, außerdem ist die Pflanze von seltener Genügsamkeit, denn sie gedeiht selbst an sehr ungünstigen Orten.

Wenn wir nun auch noch viele andere Ampel- und Konsolpflanzen aufzählen könnten, so sind doch die genannten die beliebtesten und am meisten verbreiteten, die zu gutem Gedeihen keiner allzu peinlichen Pflege bedürfen und uns eine reiche Auswahl bieten für die Ausschmückung unserer Wohnräume nach dieser Richtung hin. Wir können allen Temperatur-, Licht- und Luftverhältnissen durch die Wahl der Pflanzen Rechnung tragen und sollten daher nicht versäumen, unsere Wohnung mit diesem Schmuck zu versehen, denn eine geschickt angebrachte, hübsche Blumenampel schmückt jeden Raum und verleiht auch Zimmern, in denen andere Pflanzen aus Mangel an Sonnenlicht nicht gedeihen wollen, den dem Auge so wohlthuenden Blätter- und Blumenschmuck.

Dr. Ludwig Staby.

Was der gute Ton vorschreibt,

ist im Grunde nichts anderes, als was das gute Herz vorschreibt. Sagt doch Goethe: „Für jede äußere Höflichkeit läßt sich ein sittlicher Grund finden." Aber obgleich der Altmeister ganz sicher recht hat, läßt sich doch sein Ausspruch auf viele Fälle nicht anwenden, wo der Geschmack, der Schönheitssinn oder auch Gründe der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit den Ausschlag geben. Giebt es doch thatsächlich eine große Anzahl von Vorschriften des guten Tons, die rein von der Willkür erfunden und von der Gewohnheit geheiligt werden. Diese muß man lernen, wenn man keine Verstöße begehen will, und die Erziehung hat eben die Aufgabe, sie zu lehren. Trotzdem ist es angenehm und bequem, einen Ratgeber zu haben, der zuverlässig und verschwiegen über alles kurze und deutliche Auskunft giebt. Als solch ein Ratgeber soll nun der „Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte" von Konstanze von Franken dienen, der demnächst in Max Hesses Verlag zu Leipzig erscheint. Wir entlehnen diesem empfehlenswerten Buche nachstehende Proben, die für sich selbst sprechen:

Wie soll ich mich kleiden?

Kleide dich einfach und geschmackvoll!

Die wahre Eleganz zeigt sich nicht in der Kostbarkeit einer Toilette oder ihrem Reichtum an Aufputz und Zieraten, sondern in dem feinen Geschmack, der alle Einzelheiten dem Auge wohlgefällig macht. Du kannst in dem einfachsten Anzug fein, in dem prunkvollsten entschieden unfein aussehen.

Nie darf deine Person vor deiner Toilette verschwinden.

Wahrhaft vornehme Leute lieben es, gerade durch ausgesuchte Einfachheit Eindruck zu machen; sich durch Kleiderprunk hervorzuthun, überlassen sie den Emporkömmlingen und der ungebildeten Menge.

Deine Kleidung soll sauber und ordentlich sein.

Dulde keine Flecken, keine abgestoßenen zerfransten Ränder, keine zweifelhaft reine Wäsche, keine schlecht gewichsten Stiefel, keinen ungebürsteten Hut, keine fehlenden oder lockeren Knöpfe, kein ausgerissenes Knopfloch, kein abgerissenes Band, keine unsaubere Krawatte, keinen schief getretenen Hausschuh, keine schadhaften Handschuhe, kein zerrissenes Aermelfutter, keine abgegriffene Hutkrempe.

Ist dein Anzug in jeder Beziehung sauber und ordentlich, dann trage ihn so unbefangen und selbstbewußt wie den elegantesten Anzug.

Was soll ich anziehen?

Ziehe an, was deiner Persönlichkeit entspricht.

Bist du jung, so kleide dich anders, als wenn du alt, bist du klein, anders, als wenn du groß wärest, u. s. w.

Als junges Mädchen wähle leichte, einfache, als ältere Dame schwere und reiche Stoffe.

Als Mann wähle einen Schnitt, der deiner Erscheinung Würde und Haltung giebt.

Bist du groß, so stehen dir lange, schwere Gewänder, gestreifte Muster gut, bist du klein, so wähle karierte Muster, zierliche Schnitte, nicht zu lange Kleider.

Weiß läßt dich stärker erscheinen, als du bist, Schwarz macht dich schlanker.

Ziehe an, was den Verhältnissen entspricht.

Schlafrock und Pantoffeln trage, wenn du sie nicht ganz missen kannst, doch nur in den ersten Morgenstunden, und zeige dich des Morgens nicht im Gesellschaftsanzuge.

Als Dame unterscheide genau zwischen Morgen- und Hausanzug, zwischen Straßen- und Gesellschaftsanzug.

Zum Hausanzug wähle keine abgetragene Gesellschaftstoilette, sondern feste, dunkle Kleider. Markteinkäufe mache nicht in hellen Handschuhen oder schleppenden Kleidern.

Als Frau vom Hause erscheine einfacher, als deine Gäste, in der Kirche nicht wie im Salon.

Auf Reisen und auf der Straße belade dich nicht mit Schmucksachen, bei Landpartien trage keine Spitzen oder kostbaren Stoffe. Bleibt ein Stück davon an einem Busche hängen, so ist es besser, das Kleid war aus Perkal, als aus Atlas.

Was für Farben wähle ich?

Vermeide zu viele verschiedene Farben an deinem Anzug und laß die einzelnen Farben harmonisch miteinander verschmelzen.

Trage keine blauen oder roten Krawatten, keine eiergelben Handschuhe, keine blauen Taschentücher, keinen auffällig gefärbten Hut. Weiße Wäsche ist immer und unter allen Umständen die feinste, und zwar glatte, ungestickte, nur durch ihre tadellose Herrichtung ausgezeichnete. Entschließest du dich aber doch zu farbiger Wäsche, vielleicht auf der Reise oder in der Sommerfrische, so wähle zum mindesten keine auffallenden Muster.

Als Dame sind dir alle Farben erlaubt, wähle sie aber so, daß sie mit deiner Persönlichkeit, besonders mit deinem Haar- und Teint in Einklang stehen.

Als Brünette werden dich feurige, glühende Farben, wie Hochrot, Goldgelb, Smaragdgrün am besten kleiden, als Blondine ziehe zarte Farben, wie Meergrün, Himmelblau, Rosa vor.

Als ganz junges Mädchen von 16, 17 Jahren trage weder Violett noch Goldgelb, mit 40 Jahren verzichte auf Rosa und Himmelblau.

Weiß und Schwarz darfst du in jedem Alter tragen.

Beim Einkaufen eines Kleiderstoffes vergiß nicht Rücksicht darauf zu nehmen, ob seine Farbe sich besser abends oder am Tage ausnimmt.

Manches am Tage reizende Blau erscheint abends als ein unscheinbares Grau, manches Rot nimmt erst abends seinen ihm eigentümlichen Glanz an.

Soll ich mich nach der Mode kleiden?

Gewiß, soweit sie dem guten Geschmacke, dem Anstand und deinen Verhältnissen entspricht.

Bequeme dich der Mode an, aber unterwirf dich ihr nicht.

Wer die Mode ganz vernachlässigt, ist oft nicht weniger eitel als der, welcher sie übertreibt.

„Aus den Löchern deines Mantels sieht deine Eitelkeit hervor," sagte schon Sokrates zu Anthisthenes.

Meide alles Auffallende in deiner Tracht, einen Mann läßt dies weibisch und geckenhaft, eine Frau unweiblich und herausfordernd erscheinen.

Alles Auffallende wird zudem schnell unmodern, während das Bescheidene nicht so leicht veraltet.

Passe die Mode deinem Aeußern an.

Dieselbe Tournüre, die bei einer großen Gestalt verschwindet, macht eine kleine lächerlich. Ein hochgetürmter Hut läßt eine ohnehin große Figur riesenhaft, ein breiter Kopfputz ein dickes, breites Gesicht grotesk erscheinen.

Was für Schmuck soll ich tragen?

Als Herr so wenig wie möglich.

Zu viele Ringe, ganze Bündel von Berlocken, dicke, goldene Uhrketten verstoßen gegen den guten Ton.

Auch an einem jungen Mädchen sieht man nur ungern vielen und kostbaren Schmuck, denn

„Lieblichkeit bedarf des Schmuckes fremder Hilfe nicht,
Ist ungeschmückt am herrlichsten geschmückt."

Ein goldenes Kreuz oder ein Medaillon am schwarzen Sammetband, eine Halskette von Perlen oder Korallen, ein leichtes Armband, das ist alles, was du von Schmuckgegenständen gebrauchst. Diamanten darfst du als junges Mädchen nie tragen, nicht einmal als Braut bei deiner Hochzeit.

Macht der Wechsel dir Freude, so bietet das Gebiet der Phantasieschmucksachen aus Elfenbein, Stahl, Kohle, Holz, Filigranarbeit dir reiche Auswahl. Du darfst von diesen Sachen alle wählen, die dem guten Geschmack entsprechen. Daß eine Brosche mit einer Rosenknospe, einer Schwalbe, einem Maiglöckchenzweig dich anmutiger kleidet, als eine Brosche, die ein Hufeisen, einen Pferdekopf, einen Mops oder eine Karikaturgestalt darstellt, versteht sich wohl von selbst.

Als Frau bist du in der Wahl deiner Schmucksachen ganz unbeschränkt; nur Siegelringe gelten in der Regel als zu schwerfällig für eine Frauenhand, und Diamanten trägst du am besten nur abends.

Beim Anlegen von farbigen Edelsteinen mußt du Rücksicht auf die Farbe deines Kleides nehmen. Von Phantasieschmuckstücken trage nur besonders schöne oder seltene Sachen.

Bei tiefer Trauer ist kein anderer Schmuck als von Haaren oder Jett gestattet.

Auf Reisen, auf der Straße, des Morgens reichen Schmuck zu tragen, kennzeichnet dich als ungebildet und kleinstädtisch.

Kannst du dich selbst beim Baden nicht von deinem Schmuck trennen, so erhältst du nur die gerechte Strafe, wenn du denselben verlierst.

Was für Handschuhe trage ich?

Stets gut behandschuht zu sein, ist eine der Hauptvorschriften des guten Tones.

In Paris trägt fast jeder Handschuhladen die Aufschrift: „Hier wird nach Maß gearbeitet."

Hat man es in Deutschland auch noch nicht zu angemessenen Handschuhen gebracht, so sind tadellose Handschuhe in der guten Gesellschaft doch unerläßlich.

Du glaubst vielleicht, man werde deine zerrissenen Handschuhspitzen nicht bemerken, oder du könntest verbergen, daß die Knöpfe an deinen Handschuhen fehlen, indem du die Hände zusammenballst, sei aber sicher:

Das „was dein Aug' an andern sah,
Wird andern nicht an dir entgehn."

Als Regel merke dir, daß der Handschuh heller sei als der Rock.

Bei feierlichen Gelegenheiten ziehe weiße Handschuhe an, bei Besuchen hellfarbige, auf der Straße dunkelfarbige, bei der Trauer schwarze.

Im Sommer trage Glacéhandschuhe, im Winter Handschuhe von Wildleder und dergl.

Gestrickte, aus Tuch oder Pelz gefertigte Handschuhe sind nur auf der Reise, der Jagd oder beim Kutschieren gestattet.

Wie trage ich mein Haar?

Daß es keinen schöneren Schmuck für eine Frau giebt, als ein gut gepflegtes und geschmackvoll geordnetes Haupthaar, darüber dürften alle Meinungen einig sein.

„Euer Haar sei niemals in Unordnung," sagt schon Ovid, „gerade die Zierlichkeit ist es, die uns gefällt," und der gegen weib-

lichen Putz sonst ziemlich unempfindliche Napoleon versicherte: „Nichts nimmt den Mann so ein, wie das wohlgeordnete Haupthaar einer Frau.“

Als Herr trage dein Haar so einfach wie möglich.

Künstlich gelockte, gebrannte, zierlich geordnete Haare zeigen von schlechtem Geschmack, ebenso der zu reiche Gebrauch von Haarölen und Pomaden.

Färbe nie dein Haar. Mache nur im Notfall Gebrauch von Touren und Perücken.

Besser ziert dich als Greis das eigene, spärliche Haar, als der üppige Haarwulst einer Perücke.

Laß es dir daher angelegen sein, dein Haar durch sorgfältiges Bürsten und Kämmen glatt und glänzend zu machen und es so zu ordnen, daß es deinem Antlitz einen gefälligen Rahmen giebt. Alle Künstelei aber vermeide. Gerade hier wirkt Einfachheit mehr als Kunst.

Wechsle nicht zu oft mit deiner Frisur, behalte aber auch nicht eine stereotype Frisur dein ganzes Leben hindurch.

Wähle eine Frisur so, daß sie zu deinem Gesichte steht, und passe die Mode deiner Kopfform an. Ein langes, schmales Gesicht verlangt eine andere Haartracht, als ein rundes, breites, das Gesicht eines jungen Mädchens eine andere, als das der Matrone.

Darf ich Parfüm gebrauchen?

O ja, nur thue des Guten dabei weder zu viel, noch zu wenig!

Mit dem bloßen Benetzen deines Taschentuches ist es nicht gethan, deine ganze Kleidung muß denselben gleichmäßig sanften Wohlgeruch ausatmen. Du erreichst dies am besten, wenn du kleine Riechkissen, Sachets zwischen deine Wäsche und Kleider legst; einfache Leinwandsäckchen oder Papiercouverts, mit trockenen Veilchen, Rosenblättern oder Resedablüten gefüllt, thun es übrigens auch.

Deine Handschuhe, auch dein Briefpapier kannst du ebenfalls auf diese Weise durchduften lassen.

Wende bei allen deinen Sachen denselben Wohlgeruch an, damit dir wie einer Blume dein eigener Duft entströmt.

Je jünger und zarter du bist, desto zarter muß auch der Wohlgeruch sein, den du bevorzugst, aber auch als Frau hüte dich vor scharfen, auffälligen Parfüms, durch die du anderen deine Nähe verleiden könntest.

Als Herr mache nur in ganz bescheidenem Maße von duftenden Essenzen Gebrauch. Ein Tropfen aufs Taschentuch, einer in den Rockärmel ist vollständig genug.

Ein Herr, der schon von weitem nach dem Parfümerieladen riecht, wird außer sich selbst wenig Bewunderer haben.

Ludwig Anzengruber †.

Nachdruck verboten.

Am 10. Dezember entriß der Tod, der seit einiger Zeit unter den geistigen Kapazitäten Oesterreichs furchtbare Ernte hält, den Bewohnern Wiens einen seiner gefeiertsten Mitbürger, der Kunst einen ihrer begabtesten und schöpferischsten Meister: Ludwig Anzengruber.

Der Schlag traf ebenso ungeahnt wie schwer! Der Dichter hatte eben erst sein 50. Lebensjahr erreicht, stand in der vollen Kraft körperlicher Gesundheit, war schaffensfroh und schaffensstark, und die Welt durfte sich zu ihm noch vieler reifer Früchte, gezeitigt im Herbste seines Lebens, getrösten — da auf einmal schnitt die mitleidlose Parze mit strenger Hand seinen Lebensfaden ab, und Wien, Oesterreich, Deutschland stehen trauernd an dem Grabe des so jäh Dahingerafften, am Grabe eines Dichters, der — in gar mancher Beziehung — seinesgleichen nicht hatte.

Es sind gerade zwanzig Jahre verflossen, seit Anzengruber mit einem Werke hervortrat, das auf einmal die Augen der ganzen deutschen Welt, vor allem des katholischen Südens auf ihn zog, ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte, das Drama „Der Pfarrer von Kirchfeld“. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, die Wirkung dieses gewaltigen Stückes auf ein ländliches Publikum Oesterreichs oder Bayerns zu beobachten, noch jetzt, nach zwei Jahrzehnten, kann einen Rückschluß machen auf den wahrhaft erschütternden, hinreißenden Eindruck, den es bei der ersten Aufführung, zu einer Zeit, wo die altkatholische Bewegung auf ihrem Höhepunkt stand, hervorrief. Diese Bewegung war es ja auch, die dem Stücke sein zeithistorisches Kolorit gab: der Pfarrer endigt damit, eine freie Gemeinde zu bilden, deren leis oppositionelle Haltung mit den Bestrebungen der Altkatholiken eine deutliche Verwandtschaft zeigt.

Auch die ferneren Dramen Anzengrubers sind Tendenzstücke, aus denen zu uns ein Zeitalter der sozialen Reform und der Neugestaltung aller Verhältnisse, durch Erkenntnis der natürlichen Lebensbedingungen für den Staat wie für die Kirche, laut und eindringlich spricht.

So zunächst aus der auf den „Pfarrer von Kirchfeld“ folgenden, wahrhaft genialen Komödie „Die Kreuzelschreiber“. Auch hier steht der Führer jener Bewegung, der ehrwürdige Döllinger, im Hintergrunde der Handlung: an ihn, dessen Name freilich nicht ausgesprochen wird, richten die Bauern von Grundldorf eine Zustimmungsadresse, die vor lauter Kreuzeln ausschaut „wie a Freithof“ (denn schreiben können die Wackern nicht) und diese Adresse ist es denn, die die lustige Handlung in Bewegung setzt.

Aber Altkotholizismus oder nicht — diese zeitlich bedingte Form, welche für uns schon wie eine historisch gewordene, überwundene erscheint, ist nur ein Ausdruck für die Opposition, welche der Dichter nicht gegen den Katholizismus an sich, sondern gegen die erstarrende Wirkung des bloßen kirchlichen Formelkrams richtet, gegen hohle, unverstandene religiöse Anschauungen, die zumal in den Kreisen der bäuerlichen Bevölkerung verderbenbringend umgehen. Er wird nicht müde, in immer neuen Wendungen, in immer neuen Gestalten diese Auffassung auszusprechen: denn als ein echter Dichter verschmäht er die abstrakten Effekte einer bloß verstandesmäßigen Tendenzpoesie, und überall erstrebt er, zumeist erreicht er jene unmittelbare Wirkung, welche von individuellen Figuren lebendig ausgeht. Es steht ihm eine Fülle realistischer Beobachtungen kleiner, frappant wahrer Züge aus dem Bauernleben zu Gebot, um diese Anschauung zu gestalten. Im „Gwissenswurm“ zum Beispiel schildert er in Dusterer meisterlich den pietistischen Erbschleicher, der die Gewissensqualen seines reichen Nachbarn benutzt, im Trüben zu fischen, und der von jenem zugleich durchschaut und doch wieder respektiert wird: weil er sich „in der Hölle so gut auskennt“; und er zeichnet mit einer lustigen Wendung die Unbildung und den stumpfen Glauben der Bauern, wenn er die Zürnenden zuerst auf Dusterer eindringen, sie aber dann staunend zurückweichen läßt vor einem Frachtbrief, den der Fromme aus der Tasche zieht mit der triumphierenden Frage: „Könnt's lesen? Es ist ein Erlaß vom hohen Konsistorium, daß ich nicht gehaut werden darf!“ — Ein andermal schildert er im „Meineidbauer“ die seltsame Methode des blöden Kuhjungen Muckerl: das Weihwasser, statt sich damit zu besprengen, einfach — auszutrinken. „Glaubt ös, ich bin a Heid' und hab kein Religion?“, so verteidigt sich Muckerl. „A Predigt versteh' ich net — Beta d'ermerk i net — a Betbüchl kann nit lesen — so nimm i halt 's Christentum inwendig!“ Und vom leichten Spott zum bitterschweren Ernst aufsteigend, zeichnet er in der Gestalt des „Meineidbauern“, der den eigenen Bruder ins tiefe Unglück stürzt, den eigenen Sohn niederschießt am Marterkreuz und in allem sich mit der Schickung des Himmels und der Gunst Christi getröstet, das Bild mißleiteter, verknöcherter, verdüsterter Frömmelei in starken und doch echten Farben, deren Bühnenwirkung die größte, erschütterndste ist.

Aber der Dichter, weit entfernt, in Zerrbildern der Wirklichkeit einem individuellen Haß Genüge zu suchen, zeichnet so lebendig, wie in jenen Figuren die unheilvollen Folgen des Glaubens, auch seine schönen und reinen Wirkungen in priesterlichen Gestalten von idealer und doch niemals aus dem Reiche des erfahrungsmäßig Wahren herauswachsender Haltung. Wie er überall Menschen schildert, leibhafte, wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, Sinnen und Nerven, so stellt er auch hier keine vagen Schattenbilder hin, aber er schildert mit poetischer Kraft das reine Walten der Religiosität in dem „Pfarrer von Kirchfeld“ oder jenem greisen Priester „aus der Einöd,“ der sein armseliges Leben in hingebender Treue und bescheidenem Wirken still zufrieden beschließt, ein echter Diener des Herrn!

Auch in denjenigen Werken des Dichters, welche in einer zweiten Periode seines Schaffens nicht mehr das Landleben, sondern die Existenz der Wiener Gesellschaft in oberen und niederen Sphären schildern, stellt er gern den Priester als eine ideale Gestalt in den Vordergrund der Handlung, und wenn er z. B.

im „Vierten Gebot“ die argen Folgen schlechter Erziehung und thörichten elterlichen Hochmuts an mehreren Exempeln in starken Linien darstellt, so verfehlt er nicht als Kontrastfigur den Weltpriester Eduard Schön einzuführen, dessen einfache Religiosität, in der Erziehung eines braven Paares und in ernsten Lebensschicksalen zurechtgeschmiedet, dem nichtsthuerischen Uebermut der „Wiener Früchteln“ eindringlich gegenübersteht.

Die Unerschrockenheit des Dichters, sein keck eingreifender Realismus und die Schärfe seiner Beobachtung sind in diesen Volksstücken so groß wie in den Bauernkomödien. Mit bewundernswerter Unbefangenheit schildert er die Wiener Zustände in Bürger- und Handwerkerfamilien. Sein Auge erblickt Verrottung, Arbeitsscheu und Leichtsinn in allen Formen, und er trägt keine Sorge, tief in die Prosa und die niederen Sphären des Lebens seine Zuschauer einzuführen; aber er erweist sich auch hier in der kühnen, realistischen Darstellung modernen großstädtischen Lebens immer von neuem als ein echter Poet und ein echter Dramatiker, der das Gold der Dichtung aufzufinden weiß auch in dem trüben Schlamm des Daseins und der mit gestaltender Kraft seine Beobachtungen zu einem Bühnenbilde von sich steigernder Wirkung zusammenfaßt. Giebt er z. B. im „Vierten Gebot“ eine deutliche, abschreckende Schilderung der Familie Schalander: des Trunkenbolds von Mann, der verkommenen, abenteuersüchtigen Frau, der leichtsinnigen Tochter und des arbeitsscheuen Sohnes, den der Vater angeleitet hat nichts zu lernen und sich nur auf „Geist und Couraschi“ zu verlassen — so findet er doch inmitten dieser mit breitem Pinsel ausgeführten Darstellung rührende und ergreifende Accente, wenn er etwa das verlorene Mädchen inmitten ihrer kecken Verehrer auf den schüchternen Handwerksgesellen Johann treffen läßt, der eine stille, echte Liebe zu ihr im Herzen trägt und beim kühlen Trunke Vergessen alles Leides sucht; wenn er dann, frei von aller Sentimentalität im Stile eines Dumas fils, den letzten Abschied zwischen den beiden schildert und das Mädchen mit der herzrührenden Bitte endigen läßt: „Wenn's aber amal hören, das ich g'storb'n bin, dann kommens zu meiner Leich' — g'wiß — damit doch ein ehrlicher Mensch dabei is, 's andere wird eh lauter G'lumpert sein!“

Die Einfachheit und die überzeugende Wahrheit, die Anzengrubers Gestalten in Scenen von solcher Art zeigen, die Lebendigkeit, mit der der Poet sie jeden Augenblick vor sich sieht und sie auch dem Leser oder Zuschauer in ihrer charakteristischen Weise sichtbar macht, sind jeden Lobes wert; in ihnen erwies er sich als der Meister des realistischen Dramas, das er innerhalb seines begrenzten Gebietes mit einer auf der deutschen Bühne der Gegenwart sonst nicht gesehenen Kraft gestaltete und beherrschte. Wo sonst Schablone und leere Konvention walteten, hat er der Wahrheit der modernen Poesie zum Siege geholfen; und neben den großen norwegischen Dramatikern stand als ein glücklich nach gleichen Zielen Ringender Ludwig Anzengruber kraftvoll da. O. B.

Damen-Vorlesung.

(Zu dem Bilde von Axel Helstedt.)

Nachdruck verboten.

Das Gebiet dessen, was man wissen muß, um gebildet zu sein, nimmt mit bedenklicher Schnelligkeit an Umfang zu. Es ist ja unvermeidlich, daß die Weltgeschichte immer größer wird, wenn sie auch nur wie ein Baum wächst, der in jedem Jahr einen neuen schmalen Holzring ansetzt. Die Länderkunde hat in den letzten Jahrzehnten sehr an Ausdehnung zugenommen. Die großen weißen Flecken auf der Landkarte von Afrika, welche in meiner Jugendzeit noch der Trost und die Freude der Schüler waren, verschwinden immer mehr, und wieviel neue Inseln sind mit der Zeit zu denjenigen, die gelernt werden müssen, hinzugekommen! In geradezu beunruhigender Weise ferner ist die Zahl allein schon der lebenden heimischen Schriftsteller emporgeschnellt, die man kennen muß, oder die es wenigstens verlangen, allgemein gekannt zu sein! Kürschners Litteratur-Kalender giebt dafür erschreckende Belege. Und nun erst die Fortschritte der Neuzeit auf dem Gebiete der Technologie und gar auf dem der Naturwissenschaften! Wer kann da noch folgen, wer auch nur im allgemeinen sich auf dem Laufenden erhalten?

Alle Bücher, welche geschrieben werden, kann man ja doch nicht lesen, zumal wenn man außerdem noch im Hause und im Garten zu thun hat, am gesellschaftlichen Verkehr teilnimmt und die Theater besucht. Doch möchte man gern, wenn nicht alles, so doch von allem etwas wissen. Unter diesen Umständen ist es sehr anerkennenswert, daß es Leute giebt, welche über dieses oder jenes Wissenswerte Vorträge oder Vorlesungen halten. Im Zuhören lernt es sich so leicht und bequem; man wird gleichsam von freundlicher Hand in einen Garten geführt, in dem man sich nach Gefallen ein Sträußchen zusammenbindet, um es zufrieden heimzutragen.

Unser Bild stellt einen jener nützlichen Menschenklasse angehörenden Gelehrten dar, wie er im Begriff ist, seine Weisheit an den Mann, oder in diesem Fall vielmehr an das schöne Geschlecht zu bringen; denn er hält seine Vorlesung in einem kleinen Kreise älterer und jüngerer Damen, die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören. Der ganze Vorgang spielt wahrscheinlich in einer kleinen Stadt, in welcher der Vortragende als Schulmann angestellt und thätig ist. Den Eindruck eines solchen macht er wenigstens. Worüber er vorträgt, läßt sich aus seinem Gesichtsausdruck nicht erkennen, nur so viel ist offenbar, daß es sich um etwas Ernsthaftes handelt. Vielleicht über: „Die bemerkenswerten Erscheinungen auf dem Gebiet der modernen Litteratur“ oder: „Die Lebensgewohnheiten der Ameisen“ oder: „Die Bewohner Madagaskars“ oder: „Die Bewohner des Planeten Mars“ oder: „Das Schnabeltier und seine Verbreitung“ oder: „Die Elektrizität im Dienste der Menschheit“ oder: „Die Musik der alten Assyrier“ oder auch einfach: „Der Kohlenstoff“. Es giebt ja so unendlich viel Dinge, über die ein einigermaßen belesener Mann sich belehrend zu verbreiten imstande ist.

Vor Damen zu sprechen denke ich mir nicht ganz leicht, denn sie pflegen scharf zu rezensieren. Mich würde es sehr in Verwirrung bringen, wenn ich auf einem Gesicht die Worte „Gott, wie langweilig!“ zu lesen glaubte, oder wenn ich auf den Gedanken käme, eine Zuhörerin wendete weniger meinem Vortrage ihre Aufmerksamkeit zu, als sie mich selbst beobachtete, mich auf Aehnlichkeiten hin studierte, meine Nase mit den Nasen anderer Leute vergliche. Wenn eine ältere Dame mich mit strengem Blick ansähe, würde ich leicht denken, ich hätte etwas Unpassendes gesagt, obgleich es ja sehr wohl möglich wäre, daß sie dabei an etwas ganz anderes dächte, das ihr Verdruß macht, an das Dienstmädchen zum Beispiel, das ihr vielleicht kurz vorher Anlaß zum Aerger gegeben hat. Und welcher Redner möchte nicht leicht den Faden seiner Rede verlieren, wenn er unvermutet im arglosem Umherblicken einem Paar wunderbar schöner, glänzender Augen begegnet!

Keiner solcher Gefahren scheint in unserm Fall der Vortragende ausgesetzt zu sein, er hat eine aufmerksame und dankbare Zuhörerschaft. Weder durch Unruhe, noch durch Kichern, noch durch leise Bemerkungen — lauter Dinge, die in großen Auditorien nicht gar selten sind — wird er in dieser geschlossenen Gesellschaft gestört. Auf den meisten Gesichtern giebt sich lebhaftes Interesse kund, eine junge Zuhörerin macht sich sogar Notizen, damit ihr nichts von dem Gehörten verloren gehe. Und was die alte Dame mit der Brille bei sich denkt, ist offenbar: „Mein Gott, was weiß der Mensch alles!“

Nur bei einer Zuhörerin scheint es außer Zweifel zu sein, daß sie mit ihren Gedanken nicht bei den Dichtern des Mittelalters ist, oder bei den Schlangen Ostindiens, oder bei der Theorie der Wirbelstürme, oder worüber sonst der Vortragende spricht. Ich meine die junge Dame von sehr angenehmem Aeußern, welche dem Redner zur linken Hand sitzt. Wenn mich nicht alles täuscht, ist sie eingenickt und schläft. Möglicherweise ein Glück für ihn: die einzigen Augen, die ihn vielleicht aus der Fassung und dem Zusammenhange bringen könnten, sind geschlossen!

Dem Beschauer des Bildes muß bei der Mehrzahl der Zuhörerinnen eine gewisse Familienähnlichkeit der Nasen auffallen, welche für die daran Beteiligten nicht gerade als ein großes Glück erscheint. Das ist natürlich nur Zufall und gehört nicht zum Typischen solcher gesellschaftlichen Kreise einer kleinen Stadt, wie derjenige ist, in welchen uns hier der Künstler eingeführt hat. Die gleiche Nasenbildung zeigt übrigens auch der Vortragende, der wohl mit einem Teil seiner Zuhörerschaft verwandt ist und aus demselben Ort gebürtig, in dem er jetzt als Stern der Gelehrsamkeit bewundert wird

J. Trojan.

Damen-Vorlesung. Gemälde von Axel Helstedt.

Gretens Lieblingslied.

Von Moritz Lilie.

Nachdruck verboten.

Es war im Jahre 1732. Heiß brannte die Julisonne auf der weiten, flachen Landschaft, welche sich zwischen Arnheim und Utrecht ausdehnt, nur unterbrochen von den charakteristischen holländischen Windmühlen, die ihre Flügel träge und verdrossen kreisen ließen, als seien sie es müde, in der Sonnenglut zu arbeiten. Auf den ausgedehnten Wiesen lagerten große Rinderherden, ruhig und mit halbgeschlossenen Augen wiederkäuend, während der Hirt sich in das weiche Gras gestreckt hatte und, das Gesicht mit dem breitkrempigen Strohhut bedeckt, sein Mittagsschläfchen hielt, die Sorge um die Herde dem Hunde überlassend. Kein Wölkchen stand am tiefblauen Himmel, der leichte, kaum fühlbare Ostwind, welcher auch die Windmühlenflügel in Bewegung setzte, schien sie vertrieben zu haben.

Auf der Straße, deren beide Seiten von hohen Pappeln eingefaßt waren, die wie riesige Grenadiere aufmarschiert zu sein schienen, um Spalier zu bilden, wanderte ein junger Mann dahin, langsam und in Gedanken versunken. Er mußte schon einen weiten Weg gemacht haben, denn der Staub lag dicht auf Kleidern und Hut, einen grauweißen Ueberzug bildend, aber der Jüngling schien dies nicht zu beachten; träumerisch den Blick vor sich hingerichtet, schritt er vorwärts, behaglich, wie einer, der nichts zu versäumen hat. Der jugendliche Wanderer war gut gekleidet, aber er führte keinerlei Gepäck bei sich, weder Tasche noch Ranzen, sonst hätte man ihn für einen Utrechter Studenten halten können, die oft diese Straße zogen.

Letztere machte jetzt eine leichte Biegung nach rechts; eine Halde von Feldsteinen, wahrscheinlich von Hirten hier zusammengetragen, lag einige Schritte vom Wege entfernt, und auf derselben hatte sich ein üppig wuchernder, dichter Schlehenbusch angesiedelt, während am Fuße der Halde ein wilder Rosenstrauch grünte und seine rötlichen Blüten der Sonne zukehrte.

Der junge Mann blieb stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das war ein Plätzchen, schattig und kühl, zum Ausruhen wie geschaffen, weit und breit war kein ähnliches zu finden. Mit einem Sprunge war er jenseits des Grabens, welcher die Straße von den angrenzenden Wiesen trennte, und suchte die schattenreichste Stelle unter dem Schlehenbusch auf.

Aber plötzlich wich er überrascht einige Schritte zurück, als sei ihm eine überirdische Erscheinung entgegengetreten. Unter dem Strauchwerke, von den Zweigen halb verdeckt, saß ein junges Mädchen in der sauberen Tracht der Holländerinnen, frisch und rosenwangig, mit reichen, blonden Flechten, welche unter der Haube hervordrangen und sich an die zierliche Gestalt anschmiegten. Halb verwundert, halb erschreckt, schaute sie mit ihren kornblumenblauen Augen auf den Fremden, und der halbfertige Strauß von Feldblumen, den sie zu winden im Begriff stand, entfiel ihrer Hand.

„Habe ich Sie erschreckt, dann bitte ich um Entschuldigung," sagte endlich der junge Mann, nachdem er sich von seinem Erstaunen etwas erholt hatte. Er schien in diesem Augenblick vergessen zu haben, daß er sich in Holland befinde, denn er redete das Mädchen in deutscher Sprache an.

Letzteres erhob sich, und in ihren Augen leuchtete es freudig auf.

„Sie sind ein Deutscher?" fragte sie rasch in derselben Sprache.

„Gewiß mein Kind — und Sie?"

„O, dann sind wir Landsleute, erst vor fünf Jahren siedelten meine Eltern nach Holland über," berichtete sie eifrig, als könne sie nicht rasch genug dem Jüngling diese Mitteilung machen.

„Das ist ja herrlich!" rief der jugendliche Wanderer im Tone aufrichtiger Freude. „Mir wird es nicht leicht, mich in der Sprache dieses Landes verständlich zu machen, und deshalb ist es mir sehr lieb, daß wir die gleichen Laute reden. Aber —" fügte er hinzu, indem er seine Hand auf die Schulter des Mädchens legte — „jetzt müssen Sie wieder Platz nehmen und den Strauß fertig binden, ich werde mich zu Ihnen setzen und ein wenig ausruhen, denn ich habe schon einen tüchtigen Marsch zurückgelegt."

Das Mädchen folgte ohne Zögern der Aufforderung, ließ sich wieder auf den Rasen nieder und suchte die Blumen zusammen, die ihr entfallen waren; der junge Deutsche nahm ihr gegenüber Platz.

„Für wen ist dieser Strauß bestimmt, für Ihren Bräutigam?" fragte er.

Die Gefragte richtete ihre großen Augen auf den Fremden, und in ihrem Blick lag ein so unverkennbarer Ausdruck kindlicher Unbefangenheit, daß der Jüngling seine voreilige Frage bereute.

Dann schüttelte sie langsam und wehmütig das Haupt.

„Die Blumen sind dem Andenken meines Vaters bestimmt, der nun schon drei Jahre tot ist," versetzte sie mit leise vibrierender Stimme. „Jedes Jahr an seinem Geburts- und Sterbetage pflücke ich ihm einen Strauß und stelle diesen unter sein Bild in unserer Stube, und heute ist sein Geburtstag."

Es lag etwas so Rührendes in ihren Worten, daß der junge Mann Mühe hatte, seine Bewegung niederzukämpfen. Er erfaßte die Hand des Mädchens, und in bittendem Tone fragte er nach ihrem Namen.

„Ich heiße Grete, lieber Herr, Grete Thaum," erwiderte sie und strich den herrlichen blonden Zopf, welcher wie ein goldenes Skapulier vom Haupte herabfiel, über die Schulter zurück.

In diesem Augenblicke stieg dicht in ihrer Nähe eine Lerche singend in die Lüfte empor; Grete ließ die Hände sinken und folgte verklärten Blickes dem Vogel, bis er in dem Aether verschwand. Aber sein Gesang war noch immer hörbar, und mit stiller Begeisterung lauschte das Mädchen den einfachen und doch so lieblichen Tönen.

„Lieben Sie die Musik?" fragte der Reisende.

„Ueber alles!" beteuerte jene.

„Dann sind Sie wohl selbst musikalisch?"

„Ich singe ein wenig, das ist alles. Aber Sie verstehen etwas von Musik?"

„Auch nur ein wenig, liebes Kind; wenn es Ihnen aber Vergnügen macht, spiele ich Ihnen etwas vor."

Grete schaute ungläubig auf den Sprecher; er führte doch keinerlei Instrumente mit sich, worauf wollte er also spielen? Dennoch versetzte sie: „O gewiß macht mir das Vergnügen, aber —"

Sie unterbrach sich selbst, denn der junge Mann hatte, ohne ihre Antwort abzuwarten, ein Etui aus der Brusttasche genommen und dasselbe geöffnet. Es enthielt eine Flöte, die er jetzt zusammenfügte, denn das Instrument war in drei Teile zerlegt. Er probierte, wie dies Musiker zu thun pflegen, die Beweglichkeit der Klappen, dann setzte er das Mundstück an die Lippen.

Wunderbar schmelzende Töne klangen durch die schwüle Luft, bald sanft und melodisch, wie Nachtigallenschlag, dann wieder munter und lustig, wie die fröhlichen Juchzer einer Sennerin, die ihrem Gemsenjäger durch das stille Alpenthal einen Gruß sendet. Jetzt kamen die Töne weich und schwermütig, wie Klagen verschmähter Liebe, wie Seufzer unbefriedigter Sehnsucht, aus dem Instrumente hervor, um gleich darauf in die wogenden Rhythmen eines Menuetts überzugehen und endlich in einem träumerischen Adagio zu ersterben.

Der Künstler hatte geendet; erschöpft ließ er die Hand mit der Flöte sinken. Neben ihm saß Grete und schaute ihn mit einem Blick an, als sei er ein überirdisches Wesen. Es war nicht bloß Bewunderung, es war Ehrfurcht, was aus ihren Augen sprach; voll Andacht hatte sie den wunderbaren Tönen gelauscht, die ihr wie Sphärenmusik in die Ohren klangen, und jetzt, da der letzte Ton verhallt war, erschien es ihr, als seien es die weihevollen Melodien einer Orgel gewesen, die sie soeben vernommen.

Begeisterungsvoll faßte sie die beiden Hände des Flötenbläsers.

„Wer sind Sie, Herr, daß Sie solche Töne hervorzuzaubern vermögen?" fragte sie, und ihre Stimme zitterte vor innerer Erregung. „Noch nie vernahm ich solche Klänge, die bis in die innersten Tiefen des Herzens dringen und darin Erinnerungen wecken, die in die goldene Kindheit zurückreichen, da noch in meinem deutschen Heimatsdorfe am Rhein der alte blinde Musikant durch die Straßen zog und die herrlichsten Melodien auf seiner Flöte blies. Damals traten mir jungem, unerfahrenem Kinde oftmals die Thränen in die Augen, wenn ich dem alten Manne ein kärgliches Almosen reichte, während dessen köstliches Spiel nach meiner Ansicht hätte Geld in Hülle und Fülle eintragen müssen."

Der Fremde lächelte.

„Ja, ja — die Kunst geht gar oft nach Brot," sagte er, leicht das Haupt wiegend. „Glücklicherweise ist dies bei mir nicht der Fall, ich betreibe die Musik nicht als Broterwerb. Meine Heimat ist Berlin, dort wohne ich in einem großen, schönen Hause, und jetzt befinde ich mich hier, um Land und Leute kennen zu lernen. Durch einen Zufall bin ich von meinen Gefährten getrennt worden, sie werden sich um mich sorgen," fügte er, mehr zu sich selbst als zu dem Mädchen gewendet, hinzu.

„Wollen Sie nicht noch ein Liedchen spielen?" fragte Grete mit flehentlichem Tone, als sie sah, daß der junge Mann sein Instrument wieder in die Kapsel legte und sich erhob.

„Später, liebe Kleine", versetzte er, „denn jetzt — nehmen Sie es mir nicht übel, jetzt sehne ich mich nach einem Imbiß, ich habe gewaltigen Hunger."

„O, da weiß ich Rat," fiel das Mädchen ein, sich ebenfalls erhebend, „meine Mutter besitzt im nächsten Dorfe den kleinen Gasthof, dort können Sie Ihren Hunger stillen."

Sie brachen auf. In der Ferne schimmerten aus grünem Laub die roten Ziegeldächer eines Dörfchens, das die beiden nach halbstündiger Wanderung erreichten. Der Gasthof war ein kleines, aber sauber gehaltenes Gebäude, und die sprichwörtliche Reinlichkeit der Holländer kam auch hier zur Geltung, obgleich die Besitzerin eine Deutsche war. Wie vor dem Hause, so sah es auch im Innern und besonders in der Gaststube aus: alles hellgeputzt und blankgescheuert, die Dielen mit blendend weißem Sand bestreut und die Gläser und Flaschen wie polierte Spiegel.

Eine lebhafte, rundliche Frau empfing sie.

„Na, Grete," sagte sie, nachdem sie dem Gaste flüchtig guten Tag gewünscht, „bleibst lange aus, hätte dich in der Wirtschaft recht gut brauchen können. Natürlich — wieder Blumen gepflückt, anstatt etwas Nützliches gethan! Glauben Sie mir, lieber Herr, ich habe meine Not mit dem Mädchen. Stundenlang kann sie draußen dem Gesange der Vögel oder dem Murmeln des Wiesenbaches zuhören, träumerisch in die Wolken blicken oder zum Sternenhimmel aufschauen. Da sehen Sie: wieder ein Strauß Wiesenblumen."

„Aber Mutter, der Herr wünscht etwas zu essen," unterbrach das Mädchen den Redestrom der Frau.

„Stehe gern zu Diensten," wendete sich die Wirtin an den Fremden, „befehlen Sie ein Kotelettchen oder junge Ente, auch ein Täubchen könnte ich Ihnen braten, sie fliegen in Menge auf meinem Hof herum."

„Das würde mir zu lange dauern, Mutter Thaum," meinte der Jüngling, „lassen Sie mir ein kleines Diner servieren: eine Suppe, Kotelett oder Ente, das genügt mir. Etwas Eydamer Käse und eine Flasche guten Wein haben Sie gewiß auch im Hause."

Die Alte warf einen mißtrauischen Blick auf den jungen Mann, dessen bestaubte Kleidung ihr nicht recht zu dem Aufwand zu passen schien, den er beabsichtigte; aber sie ließ ihre Bedenken doch nicht laut werden.

„Komm, Grete, hilf mir in der Küche," befahl sie, während sie gewohnheitsmäßig mit der Schürze säubernd über den Tisch fuhr.

„Halt, Mutter Thaum, daraus wird nichts!" rief der Fremde lachend. „Sie dürfen mich hier nicht allein lassen, ich würde vor Langerweile vergehen. Ihre Tochter mag mir Gesellschaft leisten, Sie werden gewiß allein fertig."

„Meinetwegen mag das Mädchen bleiben", entschied die Wirtin und fuhr wie ein Wirbelwind zur Thür hinaus.

Grete holte eine Porzellanvase mit Wasser und steckte die Blumen hinein. Dann stellte sie das Gefäß vor ein kleines Oelbild, welches ihren Vater in jüngeren Jahren darstellte. Mit einem Blick voll unendlicher Traurigkeit schaute das Mädchen auf das ernste, milde Antlitz, und eine Thräne stahl sich in ihr Auge.

„Sie haben Ihren Vater gewiß recht lieb gehabt?" fragte der Gast mit weicher, teilnehmender Stimme.

Die Kleine nickte zustimmend. „O gewiß — sehr, sehr lieb!" flüsterte sie.

Der Jüngling zog sie sanft zur Seite und nötigte sie, sich neben ihm niederzulassen. „Kommen Sie, Grete, bannen Sie die trüben Gedanken!" ermunterte er das Mädchen. „Ich spiele Ihnen noch etwas vor, aber nur unter der Bedingung, daß Sie dann ein Lied singen."

„Gern, aber erst müssen Sie spielen," fiel Grete freudig ein.

Wieder erklangen die weichen Töne der Flöte, und ganz in sich versunken lauschte das Mädchen. Frau Thaum steckte den Kopf zur halbgeöffneten Küchenthür herein, und Staunen malte sich in ihrem vom Herdfeuer geröteten Antlitz.

Als der junge Mann das Instrument von den Lippen nahm, da war Grete ihrer Gefühle nicht mehr Herr, und das schwärmerische, leicht erregbare Mädchen sank an die Brust des jungen Musikers, der einen Kuß auf ihre Stirn drückte und seine Hand liebkosend über ihr reiches goldschimmerndes Haar gleiten ließ.

„Jetzt aber sind Sie an der Reihe, Grete," mahnte der Flötenbläser nach einer Pause. Wie aus einem Traum erwachend, schaute die Jungfrau auf, und tieferrötend erhob sie sich.

„Es ist mein Lieblingslied, eine alte Volksmelodie aus meiner schönen, fernen Heimat," sagte sie, und ohne Umstände begann sie zu singen mit einer lieblichen, silberhellen Stimme, klar und rein, wie der Gebirgsbach, ein echtes Naturkind wie sie. Eine seltsam schwermütige Weise hatte das Lied, das von Trennung zweier Liebenden auf Nimmerwiedersehen handelte, so klagend und wunderbar ergreifend, daß der junge Mann sich tief bewegt fühlte und es ihn wie ein unendliches Heimweh befiel. Und als sie geendet, da bat er sie, das Lied noch einmal zu singen, damit er die Melodie als teures Andenken mit hinwegnehme. Als er aber vom Scheiden sprach, brach ein Thränenstrom aus den Augen des Mädchens, so schwer und unaufhaltsam, daß nur das Versprechen, bald wieder zu kommen, sie einigermaßen zu trösten vermochte. Der junge Musiker hatte, beiden unbewußt, einen tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüt dieses einfachen Landmädchens gemacht und, außer stande sich zu beherrschen, wurden ihre Thränen zum Verräter.

In diesem Augenblick trat Frau Thaum ein, um zu servieren. Zum Glück war sie so mit ihrem Küchenberuf beschäftigt, daß sie keine Augen für ihre Tochter hatte, es würde sonst wahrscheinlich eine Strafpredigt gegeben haben. Geschäftig ordnete sie den Tisch, und als alles bereit stand, lud sie den Gast zum Essen ein.

Der Fremde langte zu, wie es nur ein zwanzigjähriger Jüngling, der einen tüchtigen Fußmarsch zurückgelegt hat, zu thun vermag; es mundete ihm ganz vortrefflich.

„Sie führen eine ausgezeichnete Küche, Mutter Thaum," sagte er, „bei mir zu Hause versteht man doch auch zu kochen, selten aber hat es mir so geschmeckt wie hier. Noch zwei Gläser, bitte, und nun angestoßen auf das Wohl der Frau Wirtin und ihrer liebenswürdigen Tochter!"

„Und auf recht, recht baldiges Wiedersehen!" flüsterte Grete ihm zu, indem sie nochmals mit ihm anstieß.

Rasch enteilte die Zeit. Das junge Mädchen führte den Fremden in dem kleinen Besitztum umher, zeigte ihm Garten und Ställe und hing sich harmlos und zutraulich wie ein Kind an seinen Arm. Die Sonne sank tiefer und tiefer im Westen, und der Besucher rüstete sich zum Aufbruch, da seine Hoffnung, seine Begleiter würden ihn hier aufsuchen, sich nicht zu erfüllen schien.

Er bat die Wirtin zusammenzurechnen, aber als er bezahlen wollte, stellte es sich heraus, daß er keinen Heller Geld besaß. Lachend bat er die Frau, ihm zu borgen, er werde morgen den Betrag bei Heller und Pfennig einsenden.

Aber da kam er übel an. Zorngerötet hielt ihm die Gastwirtin eine Rede, in welcher die Worte Schwindler und Betrüger wiederholt vorkamen. Er sei gewiß auch solch ein liederlicher Student, wie sie schon oft bei ihr eingekehrt seien, zechten und sich es wohl sein ließen, aber wenn es ans Bezahlen ging, waren die Taschen leer, und sie hatte das Nachsehen. Und diesen Mosjeh hatte ihr die Tochter ins Haus gebracht, und auch auf deren schuldloses Haupt entlud sich

das Gewitter mit. Als aber der junge Mann aus vollem Halse lachte, anstatt zerknirscht und reuig vor ihr zu stehen, da geriet sie in förmliche Wut, und wenig fehlte, daß sie ihrem Verdruß nicht gar handgreiflichen Ausdruck gab.

Da ertönte Wagengerassel. Eine schwere, vierspännige Reisekarosse kam die Straße entlang und hielt vor dem Gasthause, um die Pferde zu tränken. Der Jüngling eilte ans Fenster und winkte einem aussteigenden Herrn, der gleich darauf ins Zimmer trat und sich ehrerbietig verneigte.

„Er ist mir ein schöner Reisemarschall, lieber Usedom!“ rief ihm der junge Mann scherzend entgegen, „läßt mich da in der Welt allein herumlaufen, ohne danach zu fragen, ob ich einen Pfennig Geld in der Tasche habe. Die Frau Wirtin hier hat mich tüchtig abgekanzelt, und ich glaube, sie hätte mich noch an die Luft gesetzt, wenn Er nicht kam!“

„Königliche Hoheit befahlen, daß Höchstdero Reisewagen einen andern Weg einschlagen sollte,“ versetzte Herr von Usedom.

„Gewiß,“ unterbrach ihn der andere, „aber jetzt bezahle Er meine Rechnung; ich denke, Frau Thaum wird mit fünf holländischen Dukaten zufrieden sein.“

„Um Gotteswillen — wer ist denn der junge Herr?“ fragte die Wirtin leise den Kavalier, während sich der Jüngling von Grete verabschiedete.

„Kronprinz Friedrich von Preußen,“ berichtete jener flüsternd.

„Ach du lieber Gott, was habe ich gethan!“ jammerte die Frau und machte Miene, sich dem Gaste zu Füßen zu werfen.

Aber der Prinz ließ dies nicht zu. Freundlich reichte er ihr die Hand und sagte: „Lassen Sie es gut sein, Sie waren ganz in Ihrem Rechte. Und nun Adieu, auf dereinstiges Wiedersehen!“

Wenige Minuten später rasselte der Wagen davon, das junge Mädchen aber schlich in ihre Kammer und weinte bittere Thränen.

Vor dem Schlosse Sanssouci zu Potsdam saß der große König, dessen Ruhm die Welt erfüllte, und erfreute sich an dem milden Sonnenschein, der seinem alternden, kränklichen Körper außerordentlich wohl that. Durch die geöffneten Fenster des Musikzimmers drangen die Töne eines Klaviers, auf welchem der alte Quanz, der Flötenlehrer des Königs, spielte, alte wohlbekannte Melodien, die Friedrich mit leisen, taktmäßigen Bewegungen der Finger begleitete, während sich sein Blick in die grünen Parkanlagen, die das Schloß umgaben, verlor.

Plötzlich ließ der König die Hand ruhen und hörte aufmerksam auf die Musik; es war eine neue, ihm noch unbekannte Weise, die Quanz spielte. Als er geendet, rief der Monarch seinen Lehrer.

„Was war das für ein Lied, das Er da spielte?“ fragte er.

„Es ist aus einer Sammlung schwedischer Volkslieder, die kürzlich erschienen ist, Majestät,“ versetzte der Musiker.

„Die Melodie hat, glaube ich, einige Anklänge an jenen seltsamen Gesang, den ich vor länger als vierzig Jahren in Holland von einem jungen Mädchen hörte, Er kennt ja die Geschichte, Quanz,“ fuhr der König fort. „Ich gäbe etwas darum, wenn ich das Lied, dessen Melodie mir so ganz aus dem Gedächtnis entschwunden ist, noch einmal hören könnte.“

„Ew. Majestät erinnern sich, daß auf Höchstdero Befehl schon vor einer Reihe von Jahren Nachforschungen in Holland angestellt worden sind,“ erwiderte Quanz. „Leider waren dieselben ohne Erfolg, denn die Witwe hatte den Gasthof verkauft und mit ihrer Tochter die Gegend verlassen. Das Lied aber war ganz unbekannt, was erklärlich ist, da das Mädchen, welches damals sang, keine Holländerin war.“

Friedrich nickte leicht mit dem Haupte.

„Es ist gut, Quanz,“ sagte er dann, „komme Er morgen um dieselbe Zeit wieder und bringe Er die Sammlung schwedischer Volkslieder mit; wenn sie mir gefallen, kann Er ja einige für Flöte und Klavier arrangieren.“

Der Musiklehrer verbeugte sich und ging; der Monarch aber erhob sich nicht ohne Anstrengung und schritt, auf seinen Stock gestützt, auf den schattigen Kieswegen des Parkes dahin. In der Nähe des Tempels der Freundschaft, in welchem sich die Statue der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs des Großen, befindet, ließ er sich ermüdet auf einer Bank nieder, die, von dichtem Jasmin- und Holundergebüsch umgeben, ein lauschiges, schattiges Plätzchen bot.

Da vernahm er plötzlich leisen Gesang von einer hübschen, weichen Tenorstimme; ohne Zweifel rührte derselbe von dem Grenadier her, welcher dort am Freundschaftstempel Schildwache stand. Schon wollte der König sich erheben, um diese Ungehörigkeit des Soldaten energisch zu rügen, als er Klänge vernahm, denen er unwillkürlich lauschen mußte. Diese Melodie mußte er schon irgendwo gehört haben: wie eine Erinnerung aus längst entschwundenen Tagen überkam es ihn, und der duftige Nebelschleier, welcher die Vergangenheit verhüllte, schien sich zu lichten. Er sah sich wieder als Jüngling auf der Strecke zwischen Arnheim und Utrecht dahinwandern, sah die Steinhalde mit dem Schlehen- und Rosenstrauch, unter welchen das liebliche, frische, blauäugige Naturkind saß. Und dann stand der kleine saubere Gasthof vor seinem geistigen Auge, und die lebhafte, rundliche Frau fuhr im Zimmer umher, wie ein losgelassener Kreisel, während die sanfte, schwärmerische Tochter nicht von seiner Seite wich. Und da war es auch, wo er das Lied gehört hatte, welches der Soldat jetzt leise vor sich hin sang, jene schwermütige Melodie, die ihn damals so wunderbar ergriff, und die wiederzufinden er sich bis jetzt vergeblich bemüht hatte. Wie ein schöner poetischer Traum erschien ihm jetzt jenes kleine Erlebnis, und die liebliche Gestalt des jungen Mädchens stand frisch und rosig wie damals vor ihm und schaute ihn so flehentlich und vorwurfsvoll zugleich an, daß er sein Versprechen, sie wieder zu sehen, nicht erfüllt hatte. Die Macht der Verhältnisse riefen ihn auf die Weltbühne, und der große Regent und Feldherr hatte keine Zeit, sich um das einfache Landmädchen zu kümmern.

Als der Soldat schwieg, erhob sich der König und trat unerwartet an die Schildwache heran.

„Was hat Er da gesungen?“ fragte er nicht unfreundlich.

Der Grenadier erschrak; er war sich seiner Uebertretung wohl bewußt, aber der wohlwollende Ton des Königs gab ihm Mut.

„Ein altes Volkslied, Majestät, aus meiner Heimat, einem Dorfe unweit Wesel,“ versetzte der Soldat.

„Wie heißt Er?“

„Gottfried Steger.“

„Stammen Seine Eltern nicht aus Holland?“

„Die Großmutter besaß einen Gasthof in der Gegend von Arnheim,“ berichtete der Grenadier, „als aber ihre Tochter, meine Mutter, heiratete und nach Deutschland zog, verkaufte sie ihren Gasthof und siedelte mit der jungen Frau nach deren neuem Wohnort über. Dort ist sie auch gestorben.“

„Hieß Seine Mutter nicht Grete, und war sie nicht eine geborene Thaum?“

„Das ist richtig, Majestät, der Name stimmt ganz genau!“ versetzte der Soldat aufs höchste überrascht.

„Habe sie flüchtig kennen lernen, bin mal in dem Gasthause eingekehrt,“ bemerkte der König. „Lebt Seine Mutter in guten Verhältnissen?“

„Leider nein, Majestät,“ sagte jener mit einem Seufzer. „Seit mein Vater tot ist und ich Soldat bin, geht die Wirtschaft von Jahr zu Jahr zurück, weil es an der kraftvollen Hand fehlt, den Acker zu bebauen. Meine arme Mutter muß sich mit fremden Leuten behelfen, die nur auf ihren eigenen Nutzen bedacht sind und nichts danach fragen, was aus der Wirtschaft wird. So ist es denn gekommen, daß das kleine Besitztum nächstens zum Anschlag kommen wird, da meine Mutter die Zinsen nicht zu erschwingen vermag.“

„Hat er keine Geschwister?“

„Mein ältester Bruder fiel im Dienste Ew. Majestät, als dieselben bei Burkersdorf das Lager Dauns stürmten,“ erzählte der Posten, „sonstige Geschwister besitze ich nicht.“

„Bei Burkersdorf — so!“ wiederholte der König sinnend, „ja, ja, das war am 20. Juli 62, ein verdammt heißer Tag. Höre Er, melde Er sich in einem Monat im Schlosse, ich will sehen, ob ich etwas für Ihn thun kann.“

Und ohne auf die Dankesworte des Grenadiers zu achten, entfernte sich der Monarch.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit stellte sich Gottfried Steger im Schlosse ein und wurde sofort vorgelassen.

„Seine Angaben sind richtig, ich habe mich erkundigen lassen,“ begann Friedrich, „auch in der Konduitenliste ist nichts gegen Ihn bemerkt, Er ist ein braver Soldat gewesen. Seine Mutter braucht Ihn, darum habe ich Ihm hier Seinen ehrenvollen Abschied ausfertigen lassen. Und hier, das nehme Er Seiner Mutter mit und sage Er ihr, ich lasse sie grüßen. Daß Er mir aber auch Seiner Mutter ordentlich beisteht und Seine Schuldigkeit thut, sonst muß Er wieder die Muskete tragen.“

Der junge Mann war wie betäubt, und erst als er unten auf der Straße stand, kam er wieder zur Besinnung. Der König hatte ihm einen Beutel übergeben, welcher hundert Louisd'or enthielt, weit mehr, als die auf dem Grundstück haftenden Schulden betrugen. So schnell er dies vermochte, eilte der ehemalige Soldat seiner Heimat zu.

Die königliche Gabe brachte den Beschenkten Glück, sichtlich hob sich das Anwesen, das nach und nach zu einem stattlichen Gute erweitert wurde. Das einfache Volkslied aber, Gretens Lieblingslied, dem sie ihr Glück verdankten, hing fortan in zierlicher Schrift unter Glas und Rahmen neben dem Bildnis des großen Friedrich, dessen Gedächtnis noch von Kind und Kindeskind in dankbaren Ehren gehalten wurde.

Gegen Quacksalbern!

Von Dr. P. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Zwei recht üble Gewohnheiten haben sich neuerer Zeit im Publikum eingebürgert: einmal die Manier, alle Arzneien als Gifte zu verschreien und das alleinige Heil der erkrankten Menschheit in der bloßen Anwendung „natürlicher“ Mittel zu erblicken, andererseits eine wahre Gier nach dem Gebrauch, und zwar dem eigenmächtigen Gebrauch, neuer, in den Tagesblättern auf ihre Wirkungen beschriebener und angepriesener Arzneimittel, namentlich solcher von angeblich schmerzlindernder und schlafmachender Wirkung.

Beide einander widersprechende Erscheinungen mögen ursächlich insofern zusammenhängen, als ein unzweckmäßiger und oft schädlicher Gebrauch von Arzneien dieselben überhaupt schließlich in den Augen des Publikums diskreditieren muß, wie umgekehrt die vergebliche Benutzung jener „natürlichen Mittel“ die Laien endlich zu differenten Chemikalien greifen läßt.

Doch hat jede der erwähnten beiden Thorheiten auch noch ihre Sonderursache.

Die Mißachtung arzneilicher Mittel stammt auch von dem Geschrei der sogenannten „Naturheilkünstler“, gewesener Lehrer, Barbiere, bankerotter Kaufleute und allerhand problematischer Naturen, die seit Bestehen der gesetzlichen Kurfreiheit auf Kosten der Unwissenheit des Publikums florieren und ihre alleinseligmachenden Methoden der Wasserbehandlung, Massage u. s. w. durch nichts besser anpreisen zu können glauben als durch Schimpfen auf die Wissenschaft der Medizin, deren Vertreter und Heilmittel.

Der große Mißbrauch mit neuen eingreifenden Arzneimitteln seitens der Laien hat dagegen seinen Ursprung in der üblen jetzigen Sitte, alle pharmazeutischen Entdeckungen und medizinischen Neuigkeiten brühwarm in die Tagespresse zu bringen und sie der leichtgläubigen Leserwelt als heilsame Gerichte aufzutischen. Das Publikum sollte in das Wesen der Organisation des Menschen und in die Bedingungen seiner Gesundheit so weit eindringen oder eingeweiht werden, daß es sich letztere zu erhalten und Schädigungen derselben auszuweichen lernt; die Behandlung der Krankheiten dagegen muß — es ist schlimm, daß dies immer wieder ausgesprochen werden muß — den wissenschaftlichen und geprüften Ärzten stets reserviert bleiben, nicht der letzteren willen, sondern der leidenden Menschheit wegen. Heutigen Tages aber, wo die Zeitungen fortwährend von neuen Schlaf- und Betäubungsmitteln berichten, gruselige Krankengeschichten aus den Kliniken bringen und von populären Aufsätzen über die Behandlung einzelner Krankheiten strotzen, wird das Emporkommen einer thörichten Halbwisserei begünstigt, die den Arzt nicht mehr zu brauchen und sich selbst helfen zu können wähnt.

Folge jener Zeitungslektüre, dieses Eigendünkels und der Gewissenlosigkeit der Händler, welche selbst gefährliche Arzneimittel (Morphium, Kokaïn ꝛc.) an jedermann, der ihnen Geld bringt, abgeben, ist nun ein geradezu massenhafter Mißbrauch schmerzlindernder und neuer Arzneimittel. Das Laster der Morphiumsucht ist weiter verbreitet, als das Publikum meint, und hat eine Menge einzelner Existenzen und ganzer Familien unglücklich gemacht. Demnächst wird man auch von einer Kokaïnsucht als einer neuen Volksseuche hören. Der eigenmächtige unvernünftige Gebrauch von Karbolsäure, chlorsaurem Kali, Salicylsäure u. s. w. hat schon manche Vergiftung sowie bleibende Schädigung der Gesundheit herbeigeführt. Jetzt wird Antipyrin (gegen Reißen, Kopfschmerz u. s. w.) in Unmasse ohne Anraten des Arztes gebraucht. Wir zweifeln nicht, daß bald auch von den üblen Folgen dieses Mittels bei seiner unwissenschaftlichen Anwendung Kunde kommen wird.

Außer dem direkten Schaden an Leib und Leben, den der eigenmächtige Gebrauch solcher Mittel (denen sich noch eine Reihe anderer anfügen ließe) dem Publikum bringt, erwächst ihm Nachteil dadurch, daß es sich so in Krankheiten der Heilmittel beraubt, deren methodische, sachverständige Anwendung ihm hätte Hilfe bringen können, denn, zur rechten Zeit, im rechten Falle und in der richtigen Weise gebraucht, können alle jene Mittel zum Wohle der Patienten benutzt werden.

Die ärztliche Kunst besteht eben in weit mehr als der bloßen Kenntnis gewisser Arzneien gegen bestimmte Krankheiten. Genügte diese, so brauchte der Arzt, wenn er den Namen der Krankheit wüßte, nur ein Nachschlagebuch, in welchem die Gegenmittel verzeichnet stehen. Nun ist aber der menschliche Leib ein gar kompliziertes Ding, und die engen Beziehungen seiner Organe wollen gewürdigt und vom Arzte bedacht sein, wenn er Arzneien verschreibt. Die Wahl des Medikamentes und die Dosis desselben hängt nicht nur von der Krankheit im allgemeinen ab, sondern auch von der Schwere ihres jedesmaligen Auftretens, von dem Stadium, in dem zur Zeit das Leiden steht, und von der Individualität des Patienten. Der Pfuscher und Routinier schematisiert, ein tüchtiger Arzt aber individualisiert und paßt Qualität wie Quantität seiner arzneilichen Mittel sorgfältig dem Krankheitsprozesse und der Persönlichkeit des Kranken an.

Das gewissenlose Quacksalbern und unsinnige Selbstverordnen schwerer Arzneien schädigt nicht allein den einzelnen, sondern es kann, wenn es noch lange so weiter geht und die Obrigkeit ihm keinen Riegel vorschiebt, geradezu zu einer Schädigung am Leibe der ganzen Nation werden. Denn die Sucht, jede kleine Beschwerde und jeden Schmerz durch Medizin betäuben zu wollen, muß zu allgemeiner Verweichlichung und Mangel an Selbstbeherrschung, dieser edelsten Zierde des Charakters, notwendig führen.

Ein Kapitel über „Konserven“.

Nachdruck verboten.

Arme geplagte Hausfrauen! Giebt es eine Zeit, in der ihr die fleißigen Hände beschaulich in den Schoß legen und euch zufrieden dem Bewußtsein hingeben könnt, daß ihr auf dem Gebiet der Konserven und eingemachten Früchte allen Anforderungen die Spitze zu bieten vermögt? Vielleicht überblicken viele von euch jetzt prüfend bei Beginn des Winters die reich gefüllten Vorratsschränke, in denen unermüdliche Fürsorge im Laufe des Sommers und Herbstes in ganzen Batterien von Flaschen, Gläsern, Töpfchen und Büchsen die mannigfachsten Gartenerzeugnisse und Delikatessen konserviert hat, und wenn sie ihren Goethe inne haben, so denken sie auch wohl dabei mit stillem Behagen:

„Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält!“

Der Anblick dieses stattlichen, sorgsam auf schneeweißen Brettern geordneten Schatzes hat in der That für jede ordentliche Hausfrau etwas Herzerquickendes, und es ist ihr nicht zu verdenken, wenn sie sich der freundlichen Illusion hingiebt, daß jetzt, während der kalten Jahreszeit, nichts mehr nach dieser Richtung hin für sie zu thun ist. Da führt sie der Weg bei gelegentlichen Ausgängen an gewissen Schaufenstern vorüber. Einem innern Zuge folgend bleibt sie stehen, und plötzlich giebt es ihr einen Stich ins Herz, denn von den weißen appetitlichen Porzellandöschen, welche hier ausliegen, tragen die meisten die Aufschrift: „Dundee Marmalade“ oder „Scotch Marmalade“, und sie wird sich bewußt, daß ihrer Kollektion dieser Schlußstein noch fehlt. Und gerade diese herzhafte, goldhelle Marmelade findet immer den größten Beifall, wenn sie in zierlich geschliffenem Krystallbehältnis zum Fünf-Uhr-Thee gereicht wird.

Nun giebt es unter uns manche, die zu patriotisch und wirtschaftlich denken, um andere als die Erzeugnisse heimischer und zumeist eigener Kochkunst auf den Tisch zu bringen, und wer wollte es ihnen verdenken, wenn sie im Gefühl des eigenen Könnens die selbst hergestellte Pomeranzenmarmelade neben die importierte schottische stellen und zu einem Vergleich herausfordern, der nicht immer zu Gunsten des fremden Fabrikats ausfällt. Warum auch sollte Schottland allein das

Monopol besitzen, etwas so Einfaches gut zu produzieren, das nur ein wenig Sorgfalt und Aufmerksamkeit in der Zubereitung erfordert, um zu gelingen?

Jetzt im Winter, wenn in den Treibhäusern die reifen Pomeranzen gepflückt werden, ist die Zeit ihrer Verwertung. Darf ich ein wenig aus der Schule plaudern und den Leserinnen die ebenso einfache wie vorzügliche Zubereitungsart verraten?

Sechs große Pomeranzen werden in kleine Stücken geschnitten und ausgekernt, dann, mit 3 Liter Wasser bedeckt, 24 Stunden stehen gelassen. In diesem Wasser koche man sie auf Kohlenfeuer stark zwei Stunden, gebe alles durch das denkbar groblöcherigste Sieb, sodaß die Schale in schmalen Streifen mit hindurchgerieben wird, rühre alsdann doppelt so viel Zucker, als das Gewicht der Masse beträgt, hinzu und koche das Ganze noch einmal ¾ Stunden. Endlich drückt man den Saft von 2 Citronen hinein und läßt damit die Marmelade noch einige Zeit auf dem Feuer. Da dieselbe sich in jeder Temperatur konserviert, fülle man sie, wenn man will, gleich in die Krystall- oder Porzellangefäße, in welchen man sie auf den Theetisch zu bringen gedenkt, es sei denn, daß man die Absicht hat, sie Jahr und Tag aufzuheben, in welchem Fall wohl Pergamentpapier zur Anwendung kommen müßte.

Ebenfalls in das Fach der Konserven schlagend, die sich nur im Winter herstellen lassen und die zur Weihnachtszeit in keinem englischen Haushalt fehlen dürfen, ist die Zubereitung und Aufbewahrung des „Mince-meat", welches sich allmählich auch in deutschen Häusern einzubürgern beginnt. Ich bin indessen in der Lage, eine echt englische Anweisung hierzu, welche ich meiner kochgewandten alten englischen Freundin verdanke, mitteilen zu können.

Ein halbes Kilo ausgesteinter, feingeschnittener Rosinen und ebenso viel Korinthen werden mit ½ Kilo feingeschabtem Rindernierenfett, ½ Kilo gleichfalls ganz fein gehacktem und gekochtem Rind- oder Hammelfleisch und ½ Kilo geriebenem Zucker vermischt. Alsdann thut man 1 Kilo gehackte rohe Aepfel, etwa 200 Gramm Citronat, je nach Geschmack etwas kandierte Orangenschale, die geriebene Schale von zwei und den Saft einer Citrone, eine Kleinigkeit Muskatnuß, eine Schnitte geriebenen Roggenbrotes und ¼ Liter Cognak hinzu, arbeitet die Masse gut durch, füllt sie in ein Steintöpfchen und hebt sie gut bedeckt an einem kalten trockenen Orte auf, am besten so, daß der Deckel, der in einer gut hineinpassenden Untertasse bestehen kann, direkt auf dem „Meat" liegt, wobei man nur hier und da einmal mit einem silbernen Löffel umrühren und ab und zu ein Spitzgläschen Cognak nachfüllen muß. Beim jedesmaligen Gebrauch werden dann kleine, Puppentellern ähnliche Blechformen mit strohhalmdick gerolltem Blätterteig ausgelegt, ein Eßlöffel voll von dem Mince-meat hineingefüllt, ein Deckel von Teig locker darüber gelegt, am Rande ringsumher festgedrückt und rasch gebacken.

Richtig behandeltes Mince-meat hält sich mehrere Wochen hindurch und geht während der kalten Jahreszeit in keinem englischen Haushalt aus. Da der Blätterteig aber nur gelingt, wenn er so kalt und leicht wie möglich behandelt wird, der Aufenthalt in einem kalten Raum aber im Winter gesundheitsschädlich ist, so thut man gut, sich für diese Zwecke der gläsernen Rolle zu bedienen, welche mit kleinen Eisstückchen gefüllt, an den beiden Enden zugepfropft wird und auch im wärmsten Raum gestattet, alle auszurollenden Teigmischungen kühl zu erhalten. (Zu beziehen aus dem Magazin für Küchen-Utensilien von Cohn, Berlin.)

Zum Schluß sei es mir noch gestattet, auf eine Spezies eingekochter Früchte aufmerksam zu machen, welche gewiß den wenigsten bekannt ist und die sich gleichfalls nur im Winter herstellen läßt, ich meine hier Gravensteiner Aepfel. Echte reife Exemplare dieser Sorte, die fest im Fleisch und zugleich saftig sind, kommen, in der Weise wie Pfirsiche beim Einkochen behandelt, diesen beinahe an Güte gleich, sodaß Hausfrauen in den Jahren, in denen die Pfirsiche nicht geraten sind, sich ganz gut damit helfen können.

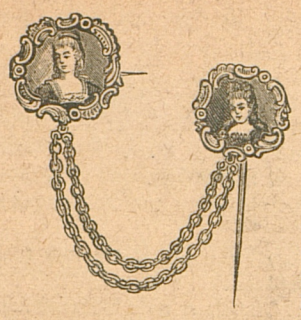
A. von Klinckowstroem.

Mode-Aphorismen.

Von Lillian v. St.

Eine zwar barocke, aber praktische Modeneuheit ist die Anbringung von Uhren auf Damen-Armbändern und an Spazierstöcken, Sonnen- und Regenschirmen. Nebenstehende Abbildungen zeigen, wie in verschiedener Weise das notwendige Requisit eines Kulturmenschen zur Geltung kommt. Die Uhren sind gutes schweizerisches Fabrikat, die Armbänder und Stöcke mag der Liebhaber wählen, wie er will und seine Kasse es erlaubt; es giebt Armbänder in mannigfachen Metallkombinationen und allerlei Uhrenstöcke in Nickel, Silber und Gold bei jedem Juwelier und Goldwarenhändler. Die Uhr wird, soviel sei bezüglich der Behandlung bemerkt, mittelst des daran befindlichen Griffes oder Kopfes wie jede Taschen-Remontoiruhr aufgezogen; das Leiten der Zeiger erfolgt vor- und rückwärts durch Hervorziehen eines an der Seite befindlichen kleinen Scheibchens und beliebigen Drehens desselben — oder durch Bewegen des Aufziehekopfes je nach Einrichtung.

* * *

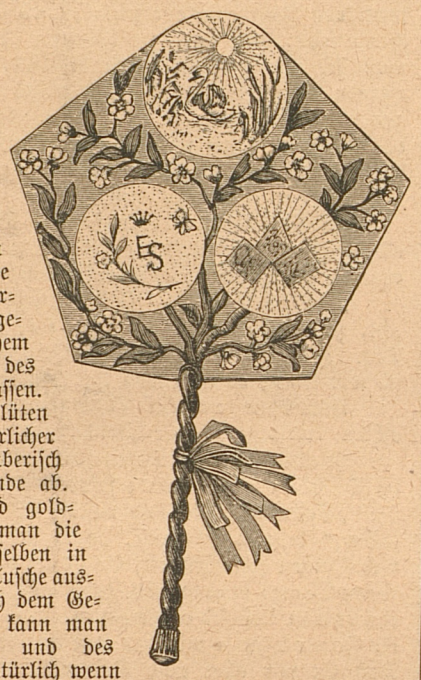


Zwei Rokokobildchen in Rahmen von vergoldetem Silber mit Verzierung von winzigen Perlen und Türkisen, verbunden durch doppelte Goldketten — so stellt sich die neueste Brosche dar; hinter dem einen Bildchen ist eine Längsnadel angebracht, hinter dem andern eine Quer-(Sperr-) Nadel. Die Benutzung ist vielseitig, der Laune jeder Besitzerin überlassen; es finden sich diese und ähnliche Broschen bei allen Juwelieren.

* * *

Nicht nur schöne Ringe zieren eine schöne Frauenhand, nein, auch ein schöner Federhalter, der graziös zwischen den schlanken Fingern ruht und mit leisem Wiegen und Schaukeln die entstehenden Schriftzüge begleitet. Die neueste Pariser Neuheit, ein Federhalter, aus einer langen Straußfeder gebildet, die durch einen feinen unsichtbaren Draht den nötigen Halt bekommt, mit einem Goldmonogramm am Ende, ist so recht geschaffen, ein würdiges Plätzchen auf dem eleganten Schreibtisch einer vornehmen Frau zu finden. Je zarter und matter die Farben, desto wirkungsvoller der Effekt, desto vornehmer das Aussehen.

* * *



Eine allerliebste Neuigkeit für junge Mädchenknospen, die dem ersten Balle entgegensehen, ist ein gemalter Holzfächer in japanischem Stil. — Die ungemein aparte Form, welche unsere Abbildung veranschaulicht, dürfte gewiß in gar manchem Herzen den Wunsch des Besitzes aufkeimen lassen. Die zarten Pfirsichblüten und Blätter in natürlicher Farbe heben sich zauberisch vom hellgelben Grunde ab. Die drei Kreise sind goldgrundiert, während man die Zeichnungen in denselben in schwarzer chinesischer Tusche ausgeführt hat. Je nach dem Geschmack der Trägerin kann man statt der Arabesken und des Schwanes auch — natürlich wenn man in so glücklicher Lage ist — das Geburtshaus oder Stammschloß oder die heimatliche Villa hineinzeichnen. Die Rückseite ist vergoldet und mit einer großen, schwarzen Spinnwebe bedeckt. Eine originelle Idee!

* * *

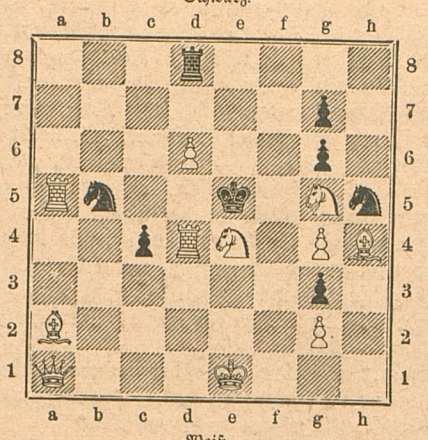
Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, geht Mohammed zum Berge. Sie werden sich von der Wahrheit bald überzeugen, meine Damen, schauen Sie nur die Abbildung an! Bis nach England ist er gekommen, um dort Propaganda für seine — Tracht zu machen; da er aber zufällig Paris passierte — so ist ihm zwar ein Teil seines Kostüms abhanden gekommen, aber der französische chic hat ihn für den Verlust entschädigt. Diese Art von „teagown" — eine Empfangsrobe zum Fünf-Uhr-Thee — erfreut sich gegenwärtig in London großer Beliebtheit. Aus weichem weißen Tibet hergestellt, mit türkischen Arabesken, fällt das Gewand in weichen Falten herab. Die Schleppe umgiebt eine Rosentolle aus türkischem Seidengewebe mit feinem Dessin. Ein ciselierter Goldgürtel hält die Taille und das Fichu aus gemustertem weichem türkischem Seidenstoff zusammen, das am untersten Ende durch Schleifen seinen Abschluß findet. Ein roter, mit Goldmünzen und einem Talisman gezierter Fez vervollständigt das bizarre Kostüm. Die Aermel sind weit und schließen mit einer engen türkisch gestickten Manschette ab. Es fehlte nur noch, daß die Töchter Albions mit der neuen Tracht auch das türkische Nationalgetränk, den Kaffee, adoptierten. Das hat aber sicher noch „gut Weile", denn old England ohne seinen stereotypen Thee wäre dann eben nicht mehr „old England".

Schach.

Aufgabe Nr. 258.

Von J. Cooper.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 111.

Aus einer Gesellschaft, die aus Herren und Damen bestand, entfernte sich der achte Teil der Herren und der fünfte Teil der Damen; demnächst wiederum der sechste Teil der ursprünglichen Herrenzahl und der dritte Teil der Damen. Als aber später zwanzig Herren und zwölf Damen hinzukamen, stellte es sich heraus, daß sechs Herren mehr und vier Damen weniger als anfänglich anwesend waren.

Aus wievielen Herren und Damen bestand die Gesellschaft?

A. St.

Auflösung des Rätsels Seite 507 d. vor. Jahrg.

Der Wirbel.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar" abonniert ist, enthalten.

Haushalt und Küche. **Em. N. in Wismar.** Den mecklenburgischen Kartoffelpuffern dürften am ehesten die in Süddeutschland beliebten Reibekuchen von rohen Kartoffeln entsprechen. Wir folgen Ihrem Wunsche und geben nachstehende Rezepte, die wir dem Büchlein von Paula Kortschak „Neue Kartoffelküche" (Graz, Verlag der U. Moserschen Buchhandlung) entnehmen: 1) Auf rheinländische Art. Man wäscht und schält 12 mehlige rohe Kartoffeln, giebt sie wieder in frisches Wasser, reibt sie schnell, salzt sie sogleich, läßt sie 5 Minuten stehen und schöpft die sich absondernde Flüssigkeit mehrmals mit einem Löffel ab. Dann mischt man 2—3 Dekagramm Weißbrot, mit Milch erweicht und ausgedrückt oder gekocht als heißen Brei, und 1 Ei dazu. Während man dieses vorbereitet, läßt man in einer Pfanne so viel Schweineschmalz (oder frisch geschlagenes Rüböl), daß es den Boden gut bedeckt, heiß werden und giebt in dieses mit einem kleinen Suppenschöpflöffel so viele Häufchen Teig, als leicht Raum haben, und drückt sie etwas nieder, damit sie nur fingerdick sind. Wenn die untere Seite steif geworden ist, löst man sie los, damit sie schwimmend backen, und dreht sie dann um. Sobald sie braun und spröde (kroß) gebacken sind, sind sie gar. 2) Auf westfälische Art mischt man zu einem Teller voll schnell geriebener, ausgedrückter, gesalzener Kartoffeln 2 Eier oder 5 Dotter, 2 Löffel dicke saure Sahne und ein paar Löffel Mehl zu einem dicken, vom Löffel fallenden Teig und fängt gleich an zu backen. Man giebt dazu den Teig löffelweise als Häufchen in das Fett, wendet sie dann mit einer Kuchenschaufel um und bäckt die sehr dünnen kleinen Kuchen auf beiden Seiten schön braun. 3) Auf bayerische Art. Einige Kartoffeln wäscht und reibt man wie die vorigen, jedoch in frischem Wasser und preßt sie dann aus, indem man ein Tuch in einen Durchschlag legt, das Geriebene hineinschüttet und nach dem Abfließen des Wassers gut ausdrückt. Das im Tuche Gebliebene wird dann auseinander gezupft, in einen Topf gegeben, gesalzen und mit heißer Milch wie ein dicker Schmarnteig gemischt, worauf man ein Stückchen Butter dazu rührt. Diesen Teig giebt man daumendick in eine gut mit Butter ausgestrichene Pfanne oder Kasserolle und bäckt ihn mit Oberhitze.

Verschiedenes. **X. Y. in Dr.** Aufschluß über die Universitätseinrichtungen u. s. w. finden Sie in dem Universitätskalender (Verlagsbuchhandlung von Leonhard Simion, Wilhelmstraße 121).

Idy v. B. in Polen. „Laß, o Freund, uns standhaft scheiden" ist von Mozart nicht komponiert. In Köchels chronologisch-thematischem Verzeichnisse sämtlicher Tonwerke Mozarts fehlt dies Lied; ebenso in der Gesamtausgabe von Mozarts Werken. Ebensowenig ist es von Beethoven, Schubert oder Schumann komponiert.

Karl T. in B. Wissen Sie nicht, was Viktor Blüthgen so treffend sagt: „Zu helfen der deutschen Poesie — Giebt's eine Art, eine schlichte: — Kannst du's irgend vermeiden, Freund — So mache keine Gedichte!"

Wißbegierige in P. Der „Musselin" ist nach der Stadt Mosul am Tigris benannt, wird aber dort nicht mehr fabriziert. Die „Gaze" verdankt der Philisterstadt Gaza den Namen, wie der „Tüll" (französisch tulle) der Stadt Tulle am Flüßchen Corrèze, und der „Barège" dem gleichnamigen französischen Badeorte im Departement Hautes-Pyrénées.

Frau E. v. K. in S. Märchen bringen wir grundsätzlich nicht.

Frau v. H. in P. Die Betonung der russischen Eigennamen ist eine recht schwierige, meist liegt der Accent auf der vorletzten Silbe, z. B. Schuwálow, Aksákow, Ignátjew.

Anna F. in G.-G. Der Star als Krankheit der Augen hat mit dem Vogel nichts zu thun, sondern hängt mit dem Worte „starren" zusammen.

P. v. K. in K. Sie sind wenigstens aufrichtig, wenn Sie Ihre „Verse" als „Verbrechen" bezeichnen und hinzufügen: „Gott verzeih' mir!" Auch uns ist ein reuiger Sünder lieber, als neunundneunzig, die sich „Gerechte" dünken und — ihre „Verbrechen" durchaus gedruckt, publiziert sehen wollen.

Olga v. H. in J. „Gesättigt" werden die Farben genannt, deren Charakter sehr scharf hervortritt, z. B. ein Rot, das nicht mehr rot sein kann, als es bereits erscheint. Unter „neutralen" Farben versteht man die gesättigten Töne von Grau und Braun, denn sie werden durch die Kontrastwirkung anderer Farben nur wenig beeinflußt.

Frau A. T. in St. Um Ihrem Sohne eine rasche und sichere Vorbereitung für den Postdienst zu verschaffen, empfehlen wir Ihnen, denselben der bewährten Tiedemannschen „Anstalt zur Vorbereitung für das Postgehilfen-Examen" in Kiel zu übergeben. Die Anstalt übernimmt auch gegen Zahlung einer gewissen, niedrig bemessenen Pensionssumme die Verpflegung der jungen Leute bis zur Einstellung als Postgehilfen.

C. 21. Postst. Berlin. „Klemms Lehrbuch der Damenschneiderei" (Dresden, Klemms Verlag), zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Kaffeeschwester in E. bei M. Die Bereitung des Kaffees ist Erfindung des arabischen Scheichs El Schäfili (um die Mitte des 15. Jahrhunderts); seitdem wurde der Kaffeebaum in Arabien, Java (1690) und Westindien (1727) angebaut. In Europa lernte man den Kaffee um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch Daniel Edwards kennen.

Anfragen. Um Angabe eines zuverlässigen Buches über Kaninchenzucht, sowie über den Bezug von Zuchttieren bittet **Ch. Kl. in Ph.**

Wie prüft man die Echtheit von Farben auf Geweben? **B. G.**

Wer kauft gebrauchte Briefmarken? **E. E. in K.**

Wie kann man das die Nachbarn störende Geräusch der Nähmaschine verhüten? **L. W.**

Welche Arten von Arbeiten können mit der Kurbelmaschine ausgeführt werden, und welche Fabrik liefert die beste Maschine? **A. U. in M.**

Welche Fabriken liefern Maschinen samt Mustern für Stickereien und Monogramme auf Wäsche? **J. M. H. u. O. E.**

Alle für den „Bazar" bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar", Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.